N12<525277767 021
ubTÜBINGEN
LS

Festzug bei einem indischen Götzenfest.

Samuel Hebich
und das
Götzenfest in Taliparambu.

Eines Tages kam Missionar Arthur in Südindien während der Unterhaltung mit einem Brahmanen auch auf China zu reden. Der Mann hatte wohl schon den Namen dieses Landes gehört, aber das war auch Alles, was er davon wußte. „Er fragte mich," erzählt Arthur, „ob es ein großes Land sei und viele Einwohner habe. Als ich nun erwiederte, daß in China mehr Leute wohnen, als in ganz Indien, schüttelte er ungläubig lächelnd den Kopf, als wollte er mich bedeuten, ich möge ihn nicht zum Besten haben; denn für einen Brahmanen ist Indien die ganze Welt, und die Länder, die jenseits seiner heiligen Grenzen liegen, sind ihm nur kleine unbedeutende Flecken Landes. Ich wiederholte aber meine Versicherung. 'Nun,' fragte er endlich, 'wie viele Leute wohnen denn dort?' — 'Zwischen 330 und 360 Millionen,' sagte ich. — 'Dreihundert und dreißig Millionen?' rief der Brahmane mit einem unbeschreiblichen Erstaunen: 'unmöglich! Dreihundert und dreißig Millionen? Wie kann das sein? Das wäre ja gerade so viel als es Götter giebt!'"

Es läßt sich nachweisen, daß die ältesten Indier drei Götter vor andern verehrten, nehmlich den Indra, Agni und Warma. Dann werden in sehr alten Liedern „die 33 Gottheiten" gefeiert. Wie diese sich theilten in kleine und große, in lichte und dunkle, in alte und junge Götter, wie dann die früheren Vorstellungen und Namen von immer neuen verdrängt wurden, können wir hier nicht ausführen. Zuletzt haben die Brahmanen, die Alles gern nach Laks und Krores (d. h. nach Hunderttausenden und zehn Millionen) messen, die Götter-

zahl auf 33 Krores oder 330 Millionen festgesetzt. Der Ausdruck bezeichnet die unendliche Fülle göttlicher Wesen, welche in den drei Welten, Himmel, Erde und Unterwelt, wohnen sollen. Auch Griechenland und Rom vermochten die Zahl ihrer Götter nicht zu ermessen. Ebenso gieng es natürlicher Weise unsern deutschen Vorfahren. Sobald ein Volk den reinen Gottesbegriff, als des Ueberweltlichen und seinem Grundwesen nach von der geschaffenen Welt Geschiedenen, verliert und das Geschaffene und Sichtbare an die Stelle des Schöpfers setzt, verliert es auch die Idee der Einheit Gottes, und die Zahl der Gottheiten muß so groß werden, als die der sichtbaren, geschaffenen Dinge. Es giebt hier keine Grenze mehr. Unvergleichlich schön malt das Buch der Weisheit (Cap. 13) den stufenweisen, immer rascher in die Tiefe gehenden Fortschritt der Natur- und Weltvergötterung in der Heidenwelt. Zuerst fällt der vom Schöpfer abgefallene, irrende Menschengeist auf solche Dinge, deren „Macht, Kraft und Schönheit" ihn mit Bewunderung erfüllen. „Sie halten entweder das Feuer, oder Wind, oder schnelle Luft, oder den Kreis der Sterne, oder mächtiges Wasser, oder die Lichter am Himmel für Götter, die die Welt regieren... Wie wohl über sie nicht so gar hoch zu klagen ist" [d. h. es ist dieß noch immer eine edlere Form des Heidenthums und sowohl im Hinduismus als auch sonst die nachweisbar älteste]. Dann zeigt der weise Verfasser des Buches, wie der einmal verirrte Menschengeist nach dem Gesetz der Schwere immer tiefer in die Verblendung und Thorheit hinabsinkt und endlich seiner eigenen Hände Werk anbetet. „Aber das sind die Unseligen," fährt er fort, „die da Menschenmachwerk Gott heißen, als Gold oder Silber, das durch Kunstfleiß zugerichtet ist, und Bildnisse der Thiere, oder unnütze Steine, so vor Alters mit Händen gemacht sind. Oder wenn ein Zimmermann etwa einen schwanken Baum abhanet, und schälet verständig alle Rinde davon und zimmert sein ein nützliches Geräthe daraus zur Nothdurft im Leben; die Späne aber von solcher Arbeit brauchet er Speise zu kochen, daß er satt werde; einen Abfall aber darunter, der zu gar nichts nütze ist, ein krummes und ästiges Holz, nimmt und schnitzet er, wenn er müßig ist, mit Fleiß und bildet es nach seines Verstandes Erfahrenheit, und macht es eines Menschen oder verachteten Thieres Bilde gleich; und bestreicht es mit Mennig und malt ihm die Haut mit Farbe roth, und wo ein Fleck daran ist, streicht er's zu und macht ihm ein anständiges Häuslein, und

setzet es in die Wand, und heftet's fest mit Eisen; und versorget es wohl, daß es nicht falle. Denn er weiß, daß es ihm selber nicht helfen kann; denn es ist ein Bild und bedarf wohl Hülfe. Und so er betet für seine Güter, für seinen Ehestand, für seine Kinder, schämet er sich nicht, mit einem Leblosen zu reden, und rufet den Schwachen um Gesundheit an, bittet den Todten ums Leben, flehet dem Untüchtigen um Hülfe, und dem, so nicht gehen kann, um glückliche Reise; und für sein Gewerbe, Werk und Gelingen seiner Hände bittet er den, so gar nichts mit den Händen zu thun vermag, um gesegnetes Thun."

Ist's nicht, als wenn in diesen Worten das Bild Indiens uns vor Augen gemalt würde? Aber das Buch der Weisheit geht in seinen Schilderungen noch weiter. „Ein Vater," heißt es Cap. 14, „so er über seinen Sohn, der ihm allzufrüh dahin genommen ward, Leid und Schmerzen trägt, läßt er ein Bild von ihm machen, und fängt an, den, so ein todter Mensch ist, nun für einen Gott zu ehren, und stiftet unter den Seinen Gottesdienst und Opfer. Darnach mit der Zeit wird solche gottlose Weise befestiget und für ein Recht gehalten." Indien giebt unter den manigfaltigsten Formen auch hiefür Beispiele genug. Hören wir, was Missionar Arthur in seinem Buche über Meisur (in Südindien) erzählt.

„Vor etwa 200 Jahren lebte in der Stadt Gubbi (in der Nähe von Bangalore) ein Schulmeister, der durch seine Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Weisheit sich in der ganzen Umgegend einen Namen erworben hatte. Bei seinem Tode trauerte die ganze Stadt über den Verlust ihres weisesten Mannes. Man bestattete ihn mit großer Feierlichkeit und errichtete ein ansehnliches Denkmal über seinem Grabe. Unter seinen Schülern nun befand sich ein Mann, Namens Bare Gauda, der in Regierungsdienste eintrat und von Stufe zu Stufe rasch emporstieg, bis er ein hoher Staatsbeamter wurde. Eines Tages versammelte er die Aeltesten seiner Vaterstadt und erklärte ihnen, wie er sein ganzes Emporkommen nur dem Unterrichte seines ausgezeichneten Lehrers zu verdanken habe, und wie er vollkommen überzeugt sei, daß ein so frommer und weiser Mann, ein so tugendhafter, gelehrter und außerordentlicher Lehrer, wie der Verstorbene gewesen, nicht ein gewöhnlicher Sterblicher könne gewesen sein, sondern er halte ihn für eine Menschwerdung des Gottes Schiwa. 'Wenn er aber,' fuhr er fort, 'eine Menschwerdung Schiwa's war,

ist es dann nicht billig, daß er auch göttlich verehrt werde?' Die Aeltesten erwiederten: 'Man muß ihn göttlich verehren.' Nun erbot sich Bare Gauda, auf seine Kosten einen Tempel zu errichten und für einen regelmäßigen Gottesdienst zu Ehren des neuen Gottes zu sorgen, der den Namen 'Gubbi Appa,' d. h. Vater von Gubbi, erhielt. So wurde der jetzt noch stehende Tempel erbaut, eine Anzahl Priester und Tempeldirnen bestellt, ein Stück Land als Tempelstiftung ausgesondert, um von dessen Ertrag die Ausgaben zu bestreiten, ein Bild fabricirt, in aller Form geweiht und endlich im Tempel aufgestellt. Gubbi Appa fand bald in der ganzen Umgegend zahlreiche Verehrer, ja alle andern Götter der Stadt wurden von ihm überstrahlt und kamen in Abgang. . . . Ich hörte eine alte Frau sagen: 'Was? Ich soll nicht mehr zu Gubbi Appa beten? Er ist es ja, der mir Gesundheit, Nahrung, Alles giebt. Er schützt mein Haus gegen Räuber und böse Geister; er hält Krankheiten von mir ab; er giebt mir Kraft zur Arbeit; er thut Alles für mich. Es giebt keinen Gott wie Gubbi Appa; zu Gubbi Appa muß ich beten.' Die Kaufleute der Stadt haben die Gewohnheit, wenn ihnen ein Geschäft gelungen ist, einen Theil des Gewinns dem Gubbi Appa zu weihen; 'denn,' sagen sie, 'er giebt uns Gesundheit und Erfolg; deßhalb ist es nicht mehr als billig, daß wir ihn dafür ehren. Thäten wir das nicht, so wären wir nicht werth, daß er uns wieder ein Geschäft gelingen ließe.' Alles Heil wird von Gubbi Appa hergeleitet. Selbst Wunder aller Art werden erzählt und zuversichtlich geglaubt. Einmal sollen Diebe bei Nacht über die Tempelmauer gestiegen sein, das Heiligthum erbrochen, alle Kostbarkeiten geraubt und den Gott selbst viele Meilen weit mit sich fortgenommen haben. Aber mit einem einzigen Sprung entgieng Gubbi Appa den Händen seiner Räuber und stellte sich wieder auf seinem Altare ein, zur unbeschreiblichen Freude seiner Verehrer, die am Morgen mit Schrecken die leere Stelle wahrgenommen hatten."

Was Missionar Arthur von Gubbi Appa erzählt, das kehrt in ganz Indien hundert- und tausendfach wieder. Die Götter des Landes mehren sich von einem Jahr zum andern. Es kommt immer nur darauf an, einestheils daß irgend ein angesehener Mann die Kosten für die Errichtung eines Tempels und für die Anordnung des Tempeldienstes übernehme, anderntheils, daß die fungirenden Priester durch schlau erfundene Sagen von Wundern, durch Pomp und Glanz

der jährlichen Feste und durch andere, auf die sinnliche Phantasie des Hindu berechnete Mittel ihren Gott zu Ehren zu bringen verstehen. Liegt es doch im Interesse der Priesterschaft eines Tempels, denselben zu einem Sammel- und Wallfahrtsort für Tausende und Zehntausende ihrer verblendeten Landsleute zu machen, um dann aus dem Aberglauben der Pilger reichen Gewinn zu ziehen.

Die Art und Weise des Götterdienstes ist in Indien sich fast überall gleich. Der Gott empfängt jeden Morgen und Abend sein Opfer. Die heilige Lampe wird geschmückt; einige Tropfen Oel und geschmolzene Butter werden auf den Gott und vor ihm gesprengt; dann naht der Andächtige mit seinen Opfergaben von Früchten, Blumen, geschmolzener Butter, Reis oder wohl auch von Kleidern, Geld, Juwelen und kostbaren Metallen. Der Priester webt die Gabe vor dem Götterbild, wandelt dann mit derselben um das Bild herum, nimmt einen Theil davon für sich und giebt das Uebrige zurück. Mittlerweile steht der Opfernde gebückt und die an einander gelegten flachen Hände vor die Stirne haltend, da und murmelt die Namen des Gottes oder irgend eine Gebetsformel, oder er wirft sich bei feierlicheren Gelegenheiten auf die Erde und berührt mit der Stirne, der Brust, den Schultern und beiden Händen und Füßen zugleich den Boden. Von gemeinschaftlichem Gottesdienst weiß der Hindu nichts. Beim Abendopfer ist es gewöhnlich, daß mit einer Glocke geläutet wird; dann sammeln sich die Musikanten und Tempeldirnen und spielen, tanzen und singen vor dem Gott bis in die Nacht hinein. Welche Schändlichkeiten aber dann in der Regel folgen, das ist zur Genüge bekannt.

Jeder Gott in Indien hat sein jährliches Fest. Dasselbe währt, je nach der Bedeutung und Herrlichkeit des Gottes, längere oder kürzere Zeit. Nicht selten umfaßt es einen Zeitraum von acht, zehn und vierzehn Tagen, wobei jeder Tag seine eigenthümliche Festlichkeit hat. Ein solches Götzenfest hat aber keineswegs einen ausschließlich religiösen Charakter. Es verbindet sich damit immer eine Art Jahrmarkt mit seinen Beigaben von Volksbelustigungen aller Art. Wer schon in katholischen Ländern dem Jahrestag eines großen und gefeierten Schutzpatrons oder einer Kirchweih angewohnt hat, wo Tausende von nah und fern zusammenströmen, um in der wunderlichsten Weise Fleisch und Geist, Gott und Welt, Andacht und tolle Lust zu vermengen, der mag sich ein annäherndes Bild von einem indischen

Götzenfest machen, nur mit dem Unterschied, daß hier noch unendlich mehr sinnbetäubendes Gepränge, unverhüllte Liederlichkeit und Zuchtlosigkeit und nächtliche Gräuel stattfinden. Missionar Arthur schildert das Jahresfest des oben erwähnten Gubbi Appa in äußerst anschaulicher Weise. „Schon mehrere Tage zuvor," schreibt er, „sah man die Spitze des Götzenwagens über die Wipfel der Bäume emporragen. Die Abbildungen, die Jedermann von dem Wagen des Dschaggannätha gesehen, geben eine richtige Vorstellung von den eigenthümlichen Karren, welche im ganzen Lande bei Götzenprozessionen gebraucht werden. Es ist ein schwerfälliger, thurmähnlicher Bau von Holz, der in mehreren terrassenförmigen Stockwerken emporsteigt und auf vier kolossalen, massenhaften Rädern von Holz ruht. Am festgesetzten Tag strömten große Schaaren Volks von allen Seiten zu der geheiligten Stätte herbei. Es war unmöglich, daß sie Alle ein Unterkommen in Hütten und Häusern gefunden hätten, und so wählte jede Gruppe einen Platz unter irgend einem Baum, um hier die Nacht zuzubringen. Zugleich mit den Festbesuchern fand sich eine große Menge Gaukler und Taschenspieler, sowie Leute mit Sehenswürdigkeiten und Hazardspielen ein. Jene auch in Europa bei den Jahrmärkten so beliebten Schwingschaukeln, wo vier Schaukelsitze zu gleicher Zeit einer über dem andern wie ein aufrecht stehendes Rad sich bewegen, durften nicht fehlen, und unaufhörlich waren dieselben mit einer Ladung toller, lärmender Jungen in Bewegung. Hier ergötzte sich eine Gruppe Muhamedaner an einem Hahnengefecht, während die Hindus das Schauspiel von Widderkämpfen vorzogen. Auf dem Bazär aber, dieser langen Reihe von Kaufläden und Buden, wo Alles, was der indische Markt aufweist, zum Kauf ausgestellt ist, bewegte sich in buntester Mannigfaltigkeit die Menge der Käufer und Verkäufer, und erfüllte die Luft mit dem betäubenden Summen und Schwirren unzähliger Stimmen.

„Als wir gegen Abend durch das östliche Thor der Stadt eintraten, begegnete uns eben eine prunkvolle Prozession. Voraus zog eine Musikbande. Dann kam ein Zug von Hindufrauen, die ihre eigene Kunst und die Schätze ihrer Männer erschöpft zu haben schienen, um sich möglichst glänzend zu schmücken. Ihre seidenen Gewänder waren kostbar, ihre Juwelen zahllos; sie schimmerten von Gold und Geschmeide, und während sie einherschritten, tönten ihre Fußgelenke von den silbernen Glöcklein und Ringen, mit denen sie

bedeckt waren. Ihre Wangen waren mit Saffran, ihre Zähne mit Zinnober gefärbt, und um ihre schwarzen Augen waren Ringe von der schwärzesten Farbe gezogen. Sie schritten langsam und feierlich einher, während Jede von ihnen auf den flachen Händen zwei Gefäße trug, die einen von polirtem Messing, die andern von Silber, worauf in höchst geschmackvoller Weise Früchte aller Art, Bananen, Mango's, Ananas, Granatäpfel, Limonen, Orangen und Büschel der heiligen Münze (Tulasi) zurechtgelegt waren. Die Frauen selbst aber waren auf einem zu heiligen Gang begriffen, als daß sie die gemeine Erde hätten betreten dürfen. Vor ihnen her breitete ein Mann Umwurfkleider von Seidenzeug auf den Boden, wie sie von vornehmen Frauen in Indien getragen zu werden pflegen, und auf diesen Stoffen wandelten sie den ganzen Weg bis zum Tempel, etwa eine Viertelstunde weit, um so in gebührender Ehrfurcht sich dem erhabenen Gotte Gubbi Appa, dem ehemaligen Schulmeister, zu nahen.

„Als die Nacht einbrach, bedeckte die Menge in dichten Massen den ganzen Platz vor dem Tempel. Ein kleiner kuppelförmiger Baldachin, von Steinpfeilern getragen, stand etwa halbwegs zwischen dem Tempel und dem Götzenwagen und diente zu einer Ruhestätte für den Gott. Unzählige Fackeln warfen ihren Widerschein auf die schwarzen Gesichter und bunten Gewänder der dichtgedrängten Menge. Schaaren von Musikanten erschütterten die Luft mit herzzerreißenden Tönen. Gruppen von bunt gekleideten und mit Juwelen geschmückten Tempeldirnen erhöhten noch den Glanz und Schimmer der nächtlichen Scene. Hellfarbige Flaggen, die am Götzenwagen heraushiengen, flatterten in der Luft, und zur Rechten und Linken desselben war ein dickes langes Seil befestigt, das weithin sich erstreckte. Auf dem Zwischenraum zwischen dem Wagen und dem Baldachin hatten wir uns postirt, um der gedrängten Masse von Götzendienern das Evangelium Christi zu verkündigen. Endlich erschien ein Priester, in der einen Hand ein kleines Kupfergefäß, in der andern einen Büschel heiliges Gras tragend. Er schritt langsam rings um den Wagen und um den Baldachin; dann trat er auf die Erhöhung, über welcher der letztere stand, tauchte den Grasbüschel in das heilige Wasser und besprengte sorgfältig die Stelle, auf welcher der Gott hernach für einen Augenblick ausruhen sollte. Einige Augenblicke darauf trat eine Musikbande aus dem Tempel, begleitet von weithin leuchtenden Fackeln und einer Truppe tanzender Tempeldirnen. Priester und reiche, angesehene

Festbesucher folgten; hinter ihnen erschien, getragen auf den Schultern etlicher Männer, eine reich mit Teppichen bedeckte und von einem prächtigen Baldachin überschattete Tragbahre, auf welcher der Gott saß. Zu beiden Seiten giengen Männer mit großen Fächern, die in steter Bewegung waren, um den Gott gegen Staub und Fliegen zu schützen. Der Zug bewegte sich langsam, feierlich und ehfurchtsvoll vorwärts. Als der Baldachin mit den steinernen Pfeilern erreicht war, ließ man unter demselben den Gott für einige Minuten ruhen. Darauf gings weiter bis zum Götzenwagen. Diesen umwandelten die Träger des Gottes in feierlichem Schritt; als sie aber in unsre Nähe kamen, hielten sie plötzlich stille und wichen einige Schritte zurück, gerade als würden sie von einer unsichtbaren Macht rückwärts gedrängt. Dieß wiederholte sich mehrmals, offenbar um uns anzudeuten, daß der Gott durch unsre Gegenwart sich verletzt fühle. Da wir aber thaten, als merkten wir den Grund seines Zurückweichens nicht, und nicht von der Stelle wichen, faßte endlich eine der Hauptpersonen die Tragbahre an und zog sie samt den Trägern mit aller Macht vorwärts. Durch diesen andächtigen Eifer schien der Unwille Gubbi Appa's besänftigt zu sein; denn nun giengs unaufgehalten vorwärts und nach wenigen Minuten befand sich der Gott auf seinem erhabenen Wagenthron. Ein zahlreiches Gefolge von Priestern umringte ihn und die Fächer waren in eifrigster Thätigkeit. In dem Augenblick aber, da die Volksmenge wahrnahm, daß der Gott seinen Sitz eingenommen, faßte sie die beiden Seile am Vordertheil des Wagens und stellte sich in zwei langen Reihen auf, zwischen denen ein Mittelraum, etwa drei bis vier Ellen breit, offen blieb. In diesem Zwischenraum nahmen die Musikanten und Tempeldirnen ihren Platz. Es war ein imposanter Anblick. Der kolossale, hoch emporstrebende Wagen mit seinen bunten in den Lüften flatternden Fähnlein und den seltsamen Figuren, die auf den Terrassen angebracht waren, ragte geisterhaft mitten in dem Glanz der unzähligen Fackeln aus der schwarzen und bunt gekleideten Volksmasse empor. Sodann die lange Doppelreihe menschlicher Wesen davor, dazwischen in der Mitte die Gruppe der Musikanten und Tempelmädchen, — Alles war so wundersam und überwältigend, daß in unsern Gemüthern Ueberraschung, Staunen und Trauer sich um die Herrschaft stritten.

„Plötzlich stimmte die Musik an, der Tanz der Mädchen begann, die Menge an den Seilen stieß einen lauten Ruf aus und stemmte

sich kräftig an, um zu ziehen. Noch ein Augenblick, und die schwerfällige Masse des Wagens zitterte, krachte, schwankte und bewegte sich schwer und seufzend vorwärts. In diesem Moment erhob sich vom Wagen an bis an die äußersten Enden der dichtgedrängten Volksmenge der laute und immer mächtiger aufschwellende Ruf: Swami! Swami! (Gott! Gott!) Tausend und aber tausend Stimmen erhoben sich wie großes Wasserrauschen, tausend und aber tausend Häupter beugten sich tief und anbetend zur Erde. Dann regnete von allen Seiten ein wahrer Platzregen von Bananen (Früchten) auf den Wagen, und glücklich, glücklich derjenige, der von den anprallenden und wieder zurückfallenden Früchten, die durch die Berührung des Wagens geheiligt waren, eine zu erhaschen vermochte. Der Wagen wälzte sich vorwärts und das betäubende Jauchzen des Volks dauerte fort. Wahrlich, ein Zug von Wahnsinnigen, die ihren eigenen Wahnsinn verherrlichen, oder eine Procession von ausgehungerten Skeletten, die den Hunger und die Noth des Verschmachtens lobpreisen, oder ein Festzug von Sterbenden, die die Pest und die verheerende Seuche willkommen heißen, könnte kaum einen entsetzlicheren Eindruck geben, als dieser Anblick es that."

Missionar Arthur schildert dann weiter, wie die Festlichkeiten die ganze Woche fortdauerten unter verschiedenen Formen, und wie in jeder Nacht eine neue Procession des Götzen stattfand, wobei derselbe bald auf einem Elephanten, bald auf einem kolossalen Papierdrachen, bald auf der Nachbildung eines Pfauen ꝛc. seinen Umzug hielt. Dann fügt er hinzu: „Jeden Abend hatten wir eine große und aufmerksame Zuhörerschaft. Wir schlugen unser Zelt hart bei dem Festplatz auf, um den Leuten auch während der Hitze des Tages nahe zu sein und Gelegenheit zu haben, auch den Tag über mit denen, die uns besuchten, über das Heil ihrer Seele zu reden."

Bekanntlich ist es in allen Theilen Indiens Regel, daß die Missionare besonders diese großen Götzenfeste aufsuchen, um bei diesen Gelegenheiten den Samen des Evangeliums unter die Volksmassen auszustreuen. Man könnte fragen, ob dieß die angemessenen Orte und die passenden Zeiten seien, um dem Volk der Hindu's mit dem Wort des Lebens nahe zu kommen. Wenn unter uns Jemand sich an die Portale der Theater und Tanzsäle, oder auf die lärmenden Plätze der Jahrmärkte und Volksfeste stellen wollte, um da zu predigen, zu beten, ernste Unterredungen anzuknüpfen und heilige Schriften

oder Traktate zu vertheilen, Mancher wäre versucht zu denken, das hieße die Perlen vor die Säue werfen; und doch sind auch die sinnlichsten Volksbelustigungen unsrer Länder, auch die lärmendsten, ausgelassensten und zuchtlosesten Volksfeste in Mitten der Christenheit, noch ehrbar und anständig im Vergleich mit dem, was auf einem indischen Götzenfest vorgeht. Hier wird die Menge der Festbesucher gleich anfangs von einem Strom der Sinnenaufregung ergriffen, der sie weiter und weiter führt bis zu einer Art dämonischen Wahnsinns. Alle Leidenschaften werden erhitzt, die rohesten Formen der Fleischeslust finden ihre Weide, das betäubende Blendwerk des Götzendienstes wirkt mit der höchsten Steigerung auf die abergläubische Masse. Sollte dieß der rechte Augenblick sein, wo der Missionar sich mit der Botschaft des Heils an die heidnische Menge zu wenden hat? Wird er nicht überall taube Ohren, unempfängliche Gemüther, trunkene und betäubte Seelen finden, an denen sein Wort wie an einer Mauer abprallt? Ja noch mehr, wird er nicht überall rücksichtsloser Rohheit, aufgeregter und erhitzter Feindseligkeit, erbitterter Leidenschaft und tödtlichem Hasse begegnen?

Unser Missionar Hebich in Cannanur besuchte schon seit etwa 15 Jahren alljährlich die Heidenfeste zu Payawur und Talipparambu. Sind seine Erfahrungen, die er wiederholt dort machte, nicht ein Zeugniß dafür, daß diese Orte und Zeiten nicht zur Missionspredigt taugen? Immer wieder und wieder ward er verlacht, verspottet und durch Possen unterbrochen. Auf dem Platze, wo er zu predigen pflegte, fand er bald eine giftige Schlange (obwohl todt), um ihn zu erschrecken, bald Dornengestrüpp oder stinkenden Unflath. Zu andern Zeiten lag der Platz voll zerrissener Traktate. Im Jahr 1850 wurde er, so oft er auf dem Predigtplatz erschien, mit Steinwürfen empfangen. Ein spitziges Holzstück fuhr aus der aufgeregten Masse mit heftiger Gewalt gerade gegen seine Augen; eine scheinbar zufällige Bewegung seiner Hand wandte die Gefahr ab und das Holz prallte von seiner aufgehobenen flachen Hand auf die Köpfe der Zuhörer zurück. Ein Stein fuhr über seinem Haupte hin an den Stamm des Baumes, unter dem er stand. Bei seiner Heimkehr nach dem Zelt folgte ihm ein Haufe von etlichen hundert rohen, aufgeregten Bösewichtern, die einen wahren Regen von Steinen über ihn und seine Katechisten schleuderten. Zwei der letzteren blieben fast todt auf dem Platze. Im J. 1855 ist er abermals auf dem Götzenfest von Tali-

parambu. An einem der Tage will er zum Predigtplatz ausziehen; aber bereits kam ein Haufe mit Stöcken und Steinen in den Händen gegen ihn heran, während ein anderer Haufe ihn umging, um ihn im Rücken anzufallen. Hebich geht ihnen ruhig entgegen und bittet sie freundlich, von Gewalt und Unrecht abzustehen. Aber in dem Augenblick fallen die schweren Stöcke auf ihn und seine Begleiter. Der Missionar zieht sich mit seinen Gefährten in das Reisehaus zurück. Die Menge dringt brüllend und tobend nach. Einer der Katechisten fällt zu Boden unter den Stockschlägen; die Knechte, welche zu Hülfe kommen wollen, werden verwundet und mißhandelt. Das Haus wird erbrochen und Alles zertrümmert und zerschlagen. Hebich kann sich nur mit äußerster Noth und unter augenscheinlicher Gefahr ins Amthaus flüchten.

Sollte unter solchen Umständen irgend eine Frucht von der Predigt des Evangeliums zu erwarten sein? Es scheint unmöglich; und doch bleibt sie nicht aus. Gerade der ebengenannte Sturm auf Missionar Hebich war veranlaßt durch das freie Bekenntniß einer jungen Tochter zu Christo, die in Taliparambu zum erstenmal das Wort vom Kreuze vernommen und ihren Entschluß, Christin zu werden, ausgesprochen hatte. Andere haben bei ähnlichen Gelegenheiten ihre ersten tieferen Eindrücke empfangen. Aber wie dem auch sei, — diese Götzenfeste werden immer, so Vieles dagegen auch zu sprechen scheint, zu den wichtigsten Gelegenheiten gezählt werden müssen, wo der Same des Evangeliums weithin ausgestreut wird. Es ist wahr, die meisten Festbesucher sind nicht in der Stimmung, das Wort der Wahrheit zu hören und aufzunehmen; aber doch finden sich immer auch einige suchende Seelen ein, die von einer innern Angst, von einem ungestillten Sehnen getrieben hieher kommen, während Tausende mitlaufen, bloß weil Alles läuft, und weder um Gott und Tempel, noch um Kauf und Verkauf sich viel bekümmern, sondern Tagelang müßig hinstehen oder langweilig herumschlendern, als läge ihnen das Wort auf der Zunge: Es hat uns Niemand gedungen. Solche Leute sind zuletzt froh an allem Neuen. Der Besuch des europäischen Missionars, das Anhören einer christlichen Predigt, der Disput mit Neubekehrten, die Nachfrage nach frisch gedruckten Traktaten, all dieß gehört für sie fast nothwendig zum Gesammteindruck der vielbewegten Festwoche, und es geht ihnen etwas ab, wenn der weiße Padre einmal ausbleibt. Und wer weiß, ob nicht irgend ein scharfer Pfeil des göttlichen Wortes

selbst das roheste Herz, selbst das härteste Gewissen jählings treffe mitten in der Aufregung des Festes? Die Wirkungen des göttlichen Geistes sind geheimnißvoll. Diese Festmengen sind wie die massenhaften, aus allen Richtungen gesammelten Züge der Wandervögel, die einen Augenblick unter einem Baume oder in einem Fruchtgefilde Rast halten. In ihr Gefieder fällt da und dort ein leichtes unbemerktes Samenkörnlein des Baumes oder des Fruchtfelds und bleibt mit seinen Spitzen und zarten Widerhäkchen darin festhängen. Der Wanderzug erhebt sich wieder und eilt und zerstreut sich über die neue oder alte Heimath. Das verborgene Samenkörnlein aber fällt, von Gottes Hand bewahrt und geleitet, aus dem Gefieder auf die rechte Stelle des heimatlichen Bodens, und, befruchtet von dem Thau und Sonnenlicht von Oben, treibt es Wurzel und trägt Frucht, wo es Niemand geahnt hat.

Also getrost weiter auch in diesem schweren und mühevollen Theil der Arbeit! Dort auf den Götzenfesten und an den Wallfahrtsorten Indiens wird der Name Jesu bekannt unter Tausenden und Zehntausenden, die ihn hier zum ersten Mal hören, und die ihn dann, gleich einem unbekannten Schatze, mit sich dahin tragen, wohin der Fuß und die Stimme des Missionars nicht zu dringen vermag, um vielleicht zur guten Stunde des Herrn in seinem unvergleichlichen Werthe erkannt zu werden und den glücklichen Träger reich und selig zu machen in Ewigkeit.

Wir haben den Missionar Hebich bereits auf dem Heidenfeste zu Taliparambu getroffen. Wir müssen aber länger bei ihm und seinen Festbesuchen verweilen.

Samuel Hebich hat schon sein 56. Lebensjahr zurückgelegt; im Oktober waren es 25 Jahre, daß er die Westküste Indiens betrat. Geboren (29. April 1803) in einem Dorfe des Ulmer Gebiets, allwo sein Vater vieljähriger Pfarrer war, wurde er von dem alternden Mann in großer Stille ziemlich originell erzogen und nothdürftig unterrichtet, nachdem seine älteren Brüder schon nach allen Winden zerstreut waren. Mit Freuden folgte er ihnen im 14. Jahr in die weite Welt, indem er zunächst in das Geschäft seines in Lübeck etablirten Bruders trat, welcher väterlich für ihn sorgte und durch Privatunterricht die Lücken seiner Erziehung auszufüllen bemüht war. Was

im Innern des Jünglings vorging, konnte Niemand entdecken; umsonst suchte er einen Freund, der ganz mit ihm fühlen könnte; es wollte sich keiner finden. Immer dichtere Wolken lagerten sich um sein Gemüth; „es war eine harte Zeit," schreibt er, „ich hatte durch Sünde den ewigen Tod verdient, das Gewissen ließ mir keine Ruhe mehr und Gottes Gesetz bestätigte seine Verdammung." Er begann zu zittern und zu beben vor dem heiligen Gott, und fühlte sich längere Zeit am Rande des Abgrunds, bis er — es war auf einem Volksfest im Sommer 1821 — durch die unerträgliche Last getrieben, sich in ein abseits liegendes Feld zurückzog und, auf die Kniee niedergeworfen, seine Augen zu dem Reinen und Heiligen aufzuheben wagte. Da fand er statt des irdischen einen ewigen Freund, der sich zu seiner Schwachheit herabließ und bei seiner großen Unbekanntschaft mit der Gnadenanstalt des Evangeliums ihm die Sündenlast abnahm, ehe er noch irgendwelche Einsicht in das Opfer Christi erlangt hatte. Wiederkehrende Sündengefühle und allerhand Verstandeszweifel trieben ihn mehr und mehr in die heil. Schrift, zunächst alten Testamentes, wodurch er Strenge gegen sich selbst üben lernte. In den Predigten des sel. Geibel war auch jeden Sonntag etwas Neues zu lernen, namentlich frappirte den Jüngling, daß dieser Mann immer zu Christo betete. Es kam aber die Zeit, da die Hülle von den Augen fiel und die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater sich ihm offenbarte. Von da an löste sich alles Gesetz in das Eine Gebot auf, den wieder zu lieben, der uns zuerst geliebt hat. Er lernte sich Andern mittheilen, und das Wort zündete. Da drang es ihn zu den Heiden zu gehen und den Verlorensten die Botschaft vom vollkommenen Heil zu bringen. Der treue Pastor aber rieth: damit solle er warten, bis er nicht mehr anders könne, einstweilen aber im erwählten Berufe Christo dienen und in allen Dingen dem Evangelio würdiglich wandeln. Das war im Jahr 1823. „Bei der tiefen Achtung für meinen väterlichen Freund war mir dieser Ausspruch bestimmend, obgleich ich darüber ein halb Jahr fast viel litt."

Von Hebichs weiterer Laufbahn als Handels-Reisender in Rußland und Schweden ist wenig zu berichten; ein Plan, als Agent auf einem Gut in Finnland „das tägliche Brod zu verdienen und dabei das selige Evangelium umsonst zu verkündigen," befriedigte ihn nicht auf die Länge. Er konnte keine Ruhe finden, bis er (Dec. 1830) dem sel. Inspektor Blumhardt in einem charakteristischen Brief sein

Herz aufthat, erzählte, wie er „zu dem festen Entschlusse“ gekommen sei, das Evangelium unter den Heiden zu verkündigen, und um Aufnahme in die Missionsschule bat. Zum Schluß heißt's: „Wünschen Sie aber vielleicht noch zu wissen, was ich für ein Landsmann bin, so bin ich ein ehrlicher Schwabe, geboren in Nellingen, unweit Ulm.“ Monate vergingen, ohne daß die Lübecker Freunde ihm eine befriedigende Antwort schicken konnten. Ein Mißverständniß ließ ihn fürchten, die Verzögerung der Aufnahme rühre von seiner eingestandenen Mittellosigkeit her; da trat die Gutsherrin für ihren Agenten ein und bot die Mittel zu seiner Ausbildung im Missionsinstitut an. Auch Pastor Geibel verwandte sich für ihn.*) Am meisten aber empfahl er sich selbst, indem er (Juni 1831) sein Herz noch weiter aussprach, und zeigte, wie er Gottlob wisse, „daß auf die bedeutungsvolle Frage: wie kann ein Sünder gerecht und selig werden vor Gott? die bestimmteste Antwort gegeben werden kann,“ wie er, der schon manche Trübsal um der Wahrheit willen erfahren habe, hoffe in der Kraft Christi als Sein Diener unter den Heiden zu wandeln und Seine Selbsterniedrigung nachzuahmen, wie er aber allerdings ein wirklich armer Sünder sei. „Gott hat mich nach Seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit nur mit mittelmäßigen Gaben ausgerüstet und meine Kenntnisse sind gering. Meine Meinung ist auch nicht, ein großer Gelehrter zu werden. Bin aber gewiß, daß mir mein Gott so viel Kraft geben wird, daß ich erlernen kann, was zu meinem oder vielmehr Seinem Amte nöthig ist. Er hat das Christenthum durch ungelehrte Handwerker gegründet, die aber in Seiner Kraft mächtig waren. Mit einem Theile dieser Seiner Kraft wird Er auch noch in unserer Zeit Seine Heidenboten zu Seiner Ehre ausrüsten. Denn Er ist ein lebendiger Gott und steht zu Seiner Sache; das ist mein Glaube und mein Gebet.“

Der Inhalt dieser Briefe schien der Kommittee zu Basel eine solche Reife des Missionssinns kund zu thun, daß sie einstimmig be-

*) „Hebich ist ein christlich ernster, durchaus redlicher Mensch. Sein Eifer, Missionar zu werden, glüht lange schon in ihm. Auch hat er manche Eigenschaften, die wohl zu diesem Berufe eine köstliche Zugabe sind, nemlich ein offenes, heiteres, freundliches Wesen, das ihm leicht die Herzen gewinnt und ihn selbst solchen nahe bringt, die seinen Ueberzeugungen entgegensehen. Er ist gesund, verständig und unverwöhnt, und weiß sich in mannigfaltige Lagen zu schicken — hat in seinen früheren Verhältnissen mit großer Treue und Geschicklichkeit gearbeitet. (5. April 1831.)“

schloß (31. Aug.), den S. Hebich auf eine Jahresprobe einzuberufen. („Auch solle der Frau N. ihr Anerbieten verdankt und ihr gemeldet werden, wie es mit dem Unterhalt unserer Zöglinge gehalten werde, wie wir aber jede allgemeine Missionsgabe mit Dank annehmen.")

Am Christabend 1831 trat der 28jährige Petent ins Missionshaus zu Basel ein und rechtfertigte bald das in ihn gesetzte Vertrauen. Es war nicht eine eminente Sprachengabe, überhaupt nicht wissenschaftliches Talent, was ihn irgend ausgezeichnet hätte, sondern was ihn zum Evangelistenamt unter den Heiden so besonders tüchtig machte, das war die freudige Zuversicht seines eigenen Gnadenstandes bei Gott, die Innigkeit und Kraft seiner Liebe zu verlorenen Sündern, die Macht seines Zeugnisses von der in Christi Blut uns erworbenen Gerechtigkeit und die unwiderstehliche Auffassungsgabe, mit der er Alte und Junge, Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte, immer gleich an der rechten Stelle zu fassen verstand. Schon die ersten Jahre seines Aufenthalts im Missionshause gaben ihm reiche Gelegenheit zur Entfaltung und Uebung dieser Gnadengaben. Es war die Zeit der Kämpfe der Stadt Basel mit der Landschaft und der darauf folgenden Besetzung der Stadt mit eidgenössischen Truppen. Von den letzteren besuchten Viele die Missionsanstalt, angezogen von den dort sich findenden Merkwürdigkeiten aus heidnischen Ländern. Hebich war es vorzüglich, der diese militärischen Besucher im Hause umherführte und mit den Dingen bekannt machte. Aber nicht die Götzenbilder im Curiositätenkasten allein waren es, die er ihnen vorwies, sondern er deckte ihnen auch die Götzen und das Heidenthum in ihren eigenen Herzen auf, und wenn er ein Gefühl der eigenen Schuld in ihnen geweckt hatte, so kam er auch mit der Predigt von dem Bürgen, der mit seinem Blut all' unsre Schuld bezahlt hat. Diese ungewohnte Erscheinung machte auf viele der eidgenössischen Wehrmänner tiefen und unauslöschlichen Eindruck. Das Haus ward fast den ganzen Tag nicht leer. Zu ähnlichen Missionsarbeiten gaben besonders die Vacanzreisen manche Gelegenheit, die der theure Bruder behend zu nützen wußte. Sein Zeugniß lautete: „Hebich hat wenig Talent für die Grammatik der Sprachen, wiewohl ihm vielleicht leicht würde, dieselben durch Umgang zu lernen. Er zeigt sehr viel Reife im Leben, und im Halten von Vorträgen scheint er sehr gesegnet."

Schon nach dritthalb Jahren wurde Hebich von der Kommittee ausgesandt. Er erhielt mit zwei andern Brüdern die Aufgabe, eine

Mission auf der Westküste Indiens zu begründen. Die evangelische Missionsgesellschaft zu Basel war damals durch unverkennbare göttliche Winke auf dieses neue Arbeitsfeld hingewiesen worden. Hatte schon im Febr. 1833 nach Eingehen der Liberia-Mission die Annahme der finanziellen Mittel sämmtliche Kommittee-Glieder zu dem Wunsche veranlaßt, ein neues Missionsfeld zu betreten, so wurde der Parlamentsbeschluß, der eben damals Indien für nicht englische Colonisten öffnete, bestimmend für die Wahl des Landes. Auf einem Besuch, den der sel. Blumhardt jenen Sommer in England machte, wurde ihm von englischen Freunden besonders an's Herz gelegt, Provinzen, welche schon für besetzt gelten können, bei Seite zu lassen und nur anerkannt unbesetzte Gebiete, wie die Westküste Indiens zwischen Bombay und Cotschi (Cochin), ins Auge zu fassen. So waren es die Provinzen Canara und Malabar, auf welche die Wahl der Kommittee fiel. Hier war noch nie ein protestantischer Missionsversuch gemacht worden. Man drängte sich in Niemandes Arbeitsgebiet und hatte Raum vor sich zu beliebiger Ausbreitung; man sah den Weg von Gott selbst vor sich gebahnt.

Hebich, Lehner und Greiner wurden am 21. März 1834 von der Kommittee feierlich verabschiedet und kamen nach kurzem Aufenthalt in England am 30. Okt. 1834 in Mangalur an, derselben Stadt, die seitdem der Mittelpunkt unserer Arbeit in Indien geworden ist. Hier erlernte Hebich mit seinen beiden Gefährten die canaresische Sprache, und sie ist die einzige der dortigen Sprachen, die er spricht, obschon er später in ein anderes Sprachgebiet, in das südlich von Mangalur sich ausbreitende Malajálam-Land (Malabar) sich übersiedelte. Es ist dieß unzweifelhaft ein Mangel; aber seine staunenswerthe Energie wußte diesen Mangel auf andere Weise zu ersetzen. Sein Hauptangenmerk nemlich ging von Anfang an darauf, sich eine Schaar tüchtiger Mitarbeiter aus den Eingeborenen zu erziehen, Katechisten oder Evangelisten, die seine rechte Hand sind. Aus ihnen wiederum bildet er sich immer Einen oder Zwei besonders heran, die unter den Malabaren sein Mund sind. Wenn er nun in der Gemeinde oder auf den Straßen oder auf den Heidenfesten predigt, so steht sein ausgezeichnet geschulter Dollmetscher zu seiner Seite. Dann beginnt Hebich in canaresischer oder englischer Sprache; er redet mit dem ganzen Feuer, das ihm eigenthümlich ist; aber statt daß die Feuerworte des Missionars auf dem Durchpaß durch den Mund des

Dollmetschers sich abkühlten, scheint vielmehr die Gluth sich zu steigern, und die Funken sprühen nach rechts und links in die Herzen und Gewissen ebenso original und geisteskräftig, als wären sie direkt aus des Meisters Munde gekommen. Es wird das nicht leicht ein Anderer in ähnlicher Weise nachznahmen im Stande sein, und wäre auch nicht rathsam. Es bedarf dazu die Eigenthümlichkeit und Originalität samt der Selbstbeschränkung dieses Bruders. Letztere besteht darin, daß er sich in jeder Sprache mit einem geringen, freilich eigenthümlich auserlesenen Wortvorrath behilft. Kein Wunder, wenn talentvolle treuergebene Schüler in kurzer Zeit diese Gedanken und Wendungen in der eigenen Sprache genau wiederzugeben lernen. Hat es doch einer durch lange Uebung dahin gebracht, in fünf Spracheu für seinen „Papa" fließend zu dollmetschen. Es gibt einmal Menschen, die durch die Ueberlegenheit ihres Wesens ungesucht ihrer ganzen Umgebung den Stempel ihrer eigenen Art und Weise aufzuprägen verstehen. Darin liegt immer eine Gefahr für sie selbst, wie für ihre Umgebung. Alles Nachahmen fremder Originalitäten wird in der Regel zur Karrikatur. Auf religiösem Boden ist dieß doppelt gefährlich, weil das menschliche Original, das immer ein einseitiges, sündhaftes und mangelhaftes sein wird, gar zu leicht zwischen uns und das einzig vollkommene Original Jesus tritt. Daher bitten wir Gott, daß nicht nur der liebe Bruder selbst vor aller Ueberschätzung seiner eigenthümlichen Gaben, sondern auch seine Umgebung vor der Gefahr ungebührlicher Nachahmung bewahrt bleibe. Und ist irgendwem etwas Menschliches widerfahren, so tranen wir's dem großen Schmelzer zu, daß Er wie an uns so auch an den indischen Neubekehrten sein Läuterungsfeuer unterhalten wird, bis Er wohlgefällige brauchbare Gefäße an ihnen hat.

Hebich hat im Lauf seiner Missionsarbeit nach allen Seiten hin zündende Funken ausgestreut. Cannanur ist eine Militärstation des indobrittischen Heeres. Das Missionsgehöfte stößt unmittelbar an den Paradeplatz und die Kaserne. Der Einfluß der brittischen Beamten, Offiziere und Soldaten auf die eingeborene Bevölkerung Indiens war von jeher in vielfacher Beziehung verderblich. Das Sprüchwort, daß der Engländer, der nach Ostindien gehe, am Kap der guten Hoffnung seine Religion zurücklasse, hat sich nur allzu oft in der Praxis bestätigt. Unverholener Unglaube, Spott über Christenthum und Mission, Sonntagsentheiligung, Fluchen, Spielen, Trunk-

sucht, Verführung der heidnischen Weiber und dergleichen, war und ist noch an vielen Orten die Tagesordnung. Die Wirkung davon mußte sein, daß „der Name Christi um ihretwillen auch unter den Heiden verlästert ward." Der Missionar, der unter den Hindu's zu arbeiten hat, darf auch der heidnischgewordenen Namenchristen nicht vergessen, wenn seine Arbeit an jenen nicht tausendfach gestört und verhindert werden soll. Gewinnt er aber die Europäer und die von ihnen abstammenden, größtentheils namen-christlichen Mischklassen, und werden sie lebendige Zeugen der erneuernden Kraft des Evangeliums, so hat er an ihnen ebenso viele Mitarbeiter in der Heidenmission durch Wort und Wandel. Hebich faßte dieß von Anfang an fest ins Auge. Es ist kein brittisches oder einheimisches Regiment in Cannanur gelegen, wenn auch noch so kurze Zeit, aus dem nicht Offiziere und Gemeine in größerer oder kleinerer Zahl durch Hebich's Dienst eine Beute des Herrn Jesu geworden wären. Hebich's „weiße Kinder", wie er sie nennt, sind über ganz Indien zerstreut, und wo sie sich befinden, sind sie ein Salz und Licht für ihre Umgebung. Einige von ihnen sind in den unmittelbaren Dienst der Mission getreten. Andere dienen dem Herrn Jesu unter ihren Standesgenossen auf eine Weise, die manchen Missionar und Kaplan zu beschämen geeignet ist.

Auch für unsere jungen Missionsbrüder, die als Neulinge auf dem Missionsboden Indiens anlangen, ist der reicherfahrene, ebenso ernste als kindlich muntere Hebich zu großem Segen gewesen. Oefters schon hat die Kommittee die jungen Missionare erst nach Cannanur gesandt, um dort noch eine „hohe Schule" eigenthümlicher Art durchzumachen. „Wer über die Schwelle des Missionshauses zu Cannanur tritt," schreibt kürzlich ein junger Bruder, der eben in Indien gelandet war, „der muß es erfahren, daß das Wort Gottes ein Geruch des Lebens zum Leben, oder des Todes zum Tode ist. Glücklich ist der, der hier dem Zuge des Geistes nicht widersteht und sich auch nur für eine kleine Zeit dem theuern Bruder Hebich anvertraut. Mit ihm haben wir köstliche Stunden verlebt. Manchmal umringten wir den treuen Diener des Herrn, und er theilte uns aus dem Schatze seiner Erfahrungen mit; auch an Ermahnungen fehlte es nicht, und wenn Hebich manchmal tief einschneidet, darf man eben zu gleicher Zeit erfahren, daß blos die Liebe diese Zucht ausübt. Erst hier habe ich recht erfahren, was mir fehlt; und gewiß wird es jedem selbstgerechten

und hochmüthigen Menschen, der noch viel mit seinem eigenen Herzen zu thun hat, gut thun, ein wenig mit diesem Knechte des Herrn in Berührung zu kommen. Durch Worte geweckt, wird er durch das Leben eines ganz und gar an seinen Heiland hingegebenen Mannes Gottes ermuntert, sich selbst aufzuopfern und zum Herrn zu flehen, damit Er in seinem Herzen das Wollen und das Vollbringen schaffe, sich ganz in die Schule des Geistes zu begeben. Denn wo eine solche Hingabe an den Heiland ist, da ist auch Versicherung der Kindschaft durch den Geist und somit auch Friede und Freude im heiligen Geist. Ich habe Cannanur seitdem wieder verlassen; aber was ich dort gesehen und gehört, das wirkt noch an meinem eigenen Herzen fort. Ich war selig in Cannanur. Man ist von einem Lebensstrom mit fortgerissen; man kann singen:

Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein
Und nach dem Sinn des reinen Geistes leben;
Denn der Natur geht es zwar sauer ein,
Sich immerdar in Christi Tod zu geben;
Doch führt die Gnade selbst zu aller Zeit
Den schweren Streit."

Als Inspektor Josenhans im Jahr 1851 bei seiner Visitationsreise nach Mangalur kam, war auch Hebich dort erwartet. „Es war Abends," schreibt Josenhans, „und wir saßen gerade beim Thee, als Hebich auf der Balmattha [dem Hügel über der Stadt, wo die Missionsgehöfte liegen] ankam. Ich war hocherfreut, diesen Senior unsrer Mission von Angesicht zu sehen, der überall, wo er erscheint, munteres Leben um sich verbreitet. Im Sturmschritt war er über den freien Platz vor dem Gehöfte weggeschritten, in der Jacke, mit dem langen Stock, wie ihn unsre schwäbischen Bauern, aber auch einige Missionare in Ostindien auf Reisen tragen, im weißen breitrandigen Hut mit einer großen wattirten Verlängerung nach hinten, die als Schirm gegen die Sonne über den Nacken hinabfällt, und einem mächtigen Hemdkragen, der über die Schultern herausgelegt ist. Im Nu stand er vor mir, eine wirklich ehrwürdige Gestalt, groß und stark, mit fast kahlem Haupt, aber langem, grauem Bart bis auf die Brust herab. Mit freundlichem Ernst, in sehr gehaltenem Ton, aber in der einfachsten kindlichsten Weise grüßte er mich mit einigen kräftigen Bibelworten als Abgesandten der Kommittee. Kaum aber hatte er geendet und sich zu den Brüdern gewendet, so schlug,

wenn ich so sagen darf, das Feuer aus ihm heraus, und es wurde laut und lebendig im Haus. 'Herr Hebich ist da,' gings von Mund zu Mund; Alles lief herbei, ihn zu grüßen. Nun aber formirte sein Commandowort die jungen [eingeborenen] Leute alsbald in einen Halbkreis, und mit kräftiger Stimme sang er an ihrer Spitze das Lied vor, das er wollte gesungen haben. Dann setzte er sich nieder, trank seine Tasse Thee und erging sich mit uns in heiterem Gespräch."

Aber das eigentliche Element, darin sich Hebich heimisch fühlt, und wo die ganze Energie seiner Liebe und seines durchschneidenden Ernstes sich zu entfalten pflegt, ist die Predigt unter den Heiden. Er sucht die armen Götzendiener in allen Winkeln, auf allen Straßen und Märkten, in ihren einsamen Hütten und Dörfern wie auf ihren großen Götzenfesten auf. Den ehrwürdigen, kecken, durch nichts abzuhaltenden Padre kennt das ganze Malajálam-Land. Den stolzen, hochmüthigen Brahmanen, diesen Erbengott Indiens, packt er eben so schonungslos und frisch an, als er mit suchender, herzgewinnender Liebe sich dem geringsten Paria naht. Es ist schwer, oft unmöglich, ihm auszuweichen. Selbst dem Fliehenden läuft er mit jugendlichem Eilschritt nach und wirft ihm den Haken eines göttlichen Wortes ins Herz und Gewissen. Auf Disputationen läßt er sich nicht ein. Das Wort von der Sünde und Gnade, von Tod und Leben, von ewiger Errettung und ewiger Verdammniß, — das ist das Netz, das er mit unwiderstehlicher Gewalt einem Jeden um den Nacken wirft und ihn festhält. Den Stolzen schmettert er mit dem mächtigen Zeugniß von Gottes Heiligkeit und Gericht in den Staub, dem Selbstgerechten deckt er mit schonungsloser Hand den dunkeln Abgrund des eigenen Herzens auf, den Spötter bringt er mit der scharfen Geißel weniger Kernsprüche zum Schweigen, die suchende Seele umfaßt er mit herzgewinnender Liebe und führt sie zu dem Trost und Nothhelfer aller Heiden. Am wohlsten aber ist ihm, wenn er einen kleineren Kreis aufmerksamer Hindu's im Zelt oder unter dem Schatten eines Baumes um sich hat. Da zieht er denn das „Herzbüchlein" heraus mit seinen plastischen Abbildungen des von der Sünde besessenen, des von der Gewalt des Teufels sich losringenden und des von der Gnade beseligten Menschenherzens, und schildert an der Handleitung dieser Bilder so lebendig, so einschneidend, so gewaltig die Seelenzustände seiner Hörer, wie sie sind und wie sie sein sollen, daß nicht leicht Einer, der ihm da zuhört, seine Worte wieder vergißt.

Doch wir müssen ihn auf den schwersten Kampfplatz, auf ein Götzenfest, begleiten. Wenn er sich zum Auszug rüstet zu diesen Sammelpunkten dämonischer Kräfte, wo die Finsternisse des Heidenthums in ihrer äußersten Steigerung ihm entgegentreten, dann ist es nicht anders, als wie wenn ein Soldat zu einem großen Schlachttag sich bereitet. Es lagert sich über ihn und seine Begleiter ein tiefer, ungewöhnlicher Ernst. Man versammelt die Gemeinde zu brünstigem Gebet; man genießt gemeinschaftlich das Mahl des Herrn; man legt die ganze Waffenrüstung des Geistes an, mit allen Schutz- und Trutzwaffen, die das Zeughaus Gottes enthält. So ziehen die Streiter unter Gebet und Gesang von Cannanur aus ins Feld, Vater Hebich voran, die jungen Katechisten hinter ihm her.

Das Götzenfest zu Taliparambu ward nun schon zum fünfzehnten Mal besucht. Der Weg führt, wie unser Missionsatlas zeigt, in gerader Richtung von Cannanur nach Norden. Die erste Haltstelle ist Tschirakal, eine Außenstation von Cannanur und derzeit Wohnsitz der Kolattiri-Familie, welche einst über den Norden von Malabar herrschte. Von da führt der Weg mittelst einer Fähre über den breiten Fluß Walarpatnam, nahe bei seiner Mündung. Endlich steigt die Küstenebene zu sanften, wellenförmigen Hügeln an, den letzten leisen Ausläufern der Ghats. Auf einer Anhöhe angekommen, öffnet sich plötzlich vor deinem Auge ein freundliches, etwa anderthalb Stunden langes Thal, auf beiden Seiten von niedrigen, kahlen Hügeln begrenzt, in deren Einschnitten und Seitennischen grüne, fruchtbare, mit Reisfeldern und Kokospalmen bedeckte Thalgründe sich ausbreiten. Am oberen, scheinbar geschlossenen Ende dieses Thales liegt Taliparambu. Es ist nicht eine Stadt, sondern eine Sammlung zerstreut liegender Tempel, an die sich in den anstoßenden Seitenthälchen kleine Dörfer anlehnen. Nur die muhamedanischen Mapillas, durch Reis- und Pfefferhandel reich geworden, wohnen um den alten steingefaßten Teich in einem stattlichen Quartier, welches den Mittelpunkt dieser Ansiedlungen bildet. Daran stoßen die Amts- und Gerichtshäuser mit der kleinen Niederlassung der Mission. — Es sind drei Tempel, deren Götzen die Pilger aus Nah und Fern zur Zeit des jährlichen Festes herbeiziehen. Sie liegen abgesondert in verschiedenen Thalnischen, zu denen die Hauptstraße sich abzweigt. Der Haupttempel ist dem Shiwa gewidmet, der hier nur der Appen („Vater") heißt und als Schutzgottheit von ganz Nordmalabar d. h. vom alten

Kolattiri-Reich angesehen wird. An der Stelle aber, wo die Hauptstraße in diese Tempelwege sich zertheilt, und wo zur Festzeit die lange Reihe von Buden aller Art sich hinzieht, nimmst du einen eigenthümlichen Bau seltsamer Art wahr. Es ist eine Art kolossaler Brücke, nicht quer über die Straße, sondern der Länge nach über dieselbe gezogen. Sie dient für die Götzenprozessionen, welche über diesen Brückenweg sich hinbewegen, allwo die aus den verschiedenen Tempeln zusammengetragenen Götter und Göttinnen sich begegnen und eine Weile zusammen vergnügen. Zum massiven Steinbau führen hohe Treppenstufen empor, während zu beiden Seiten des 20—30 Fuß breiten Ganges eine breite steinerne Brustwehr mit ebenso breiten Steinbänken hinläuft. Ueber diese Terrasse muß die Festmenge gehen, wenn sie zu den Tempeln zieht, über ihr bewegen sich die Prozessionen, über ihr kehrt die trunkene Volksmasse am Schluß der Feierlichkeiten jedesmal wieder zurück. Hier auf den Steinbänken der Terrasse ist es, daß Hebich mit seinen Begleitern sich häufig zu postiren pflegt, um der vorüberströmenden Menge das Wort vom Kreuze zu verkündigen.

Zur Seite dieses Brückenganges erhebt sich ein freundlicher abgesonderter Hügel. Auf ihm steht das Reisehaus (Bangalo) für die Europäer. Es ist eine einfache Wohnung mit etlichen Zimmern und einer ringsum laufenden Verandah, ohne alles Geräthe. Der Reisende muß selbst mitbringen, was er bedarf. Hier pflegt Hebich mit den Seinen zu herbergen während des Festbesuchs. Die kühlere Luft dort oben, die wohlthuende Stille, der freie Ausblick ins Thal, auf die Brücke, auf den Bazär, den Festplatz und die Tempel, — Alles dient dazu, diese Stelle zum trefflichsten Ruhe- und Ausgangspunkt für den Missionar zu machen.

Und nun hören wir die Schilderung, welche Missionar Strobel von dem gibt, was er während des letzten Festes dort mit durchlebt hat. Es war das erste Mal, daß der junge Bruder diese Scenen mit erleben durfte. Er selbst nennt sich einen „jungen Rekruten", der die erste Schlacht mitmacht. Er konnte nur der zweiten Hälfte des Festes beiwohnen; aber die Frische, mit der er seine Eindrücke wiedergiebt, die Liebe, mit der er an seinem väterlichen Freunde Hebich emporschaut, und der fröhliche Kampfesmuth, der uns aus diesen Schilderungen anweht, ist wohl werth, daß wir seine Mittheilungen in ihrer ganzen Ausdehnung hier wiedergeben.

„Es war Freitag, den 12. März 1858," schreibt Missionar Strobel, „daß ich nach einer herzlichen Verabschiedung von unsern Christen [in Cannanur] nach Tschirakal fuhr, um dann am frühen Morgen nach Taliparambu aufzubrechen, wohin sich Br. Hebich schon eine Woche vorher begeben hatte. Mein Herz verlangte sehr, diesen Ort zu sehen, dessen Fest schon im Basler Missionshaus mich so sehr angezogen und auch vor vier Jahren dort bei der Jahresfeier der Gegenstand einer besonders anschaulichen Beschreibung gewesen war. Die ganze Nacht konnte ich nicht schlafen; ich fürchtete, die Zeit des Aufbruchs zu verschlafen. Endlich war es 3 Uhr Morgens; ich machte mich marschfertig, und um 4 Uhr war ich auf dem Wege. Nachdem der große Fluß passirt war, gieugs erst durch Sand, bis die Gegend sich zu Hügeln formte, die denen der Vogesen ziemlich ähnlich sahen. Es war ein prächtiger indischer Morgen, und ich fühlte mich gleich einem Prinzen vergnügt, daß ich nun auch etwas vom Felddienste des Herrn zu sehen bekommen sollte. Ich marschirte wacker zu, um noch vor Sonnenaufgang dort anzukommen. Je näher ich dem letzten Hügel vor Taliparambu kam, desto mehr Männer und Weiber traf ich auf dem Wege, die bereits von dort zurückkamen. Endlich kam ich zum letzten Hügel; die Sonne war gerade aufgegangen, und ich verdoppelte meinen Schritt. Die Leute mehrten sich; mehrere aus Zweigen gebaute Kramläden waren am Wege errichtet. Plötzlich hörte ich in der Ferne eine mir wohlbekannte Stimme. Es war des alten Vater Hebich's Stimme. Mein Herz jauchzte vor Freude, und ich eilte, so schnell ich konnte, dem Orte zu, von wo die Stimme kam.

„Nachdem ich von der Hauptstraße rechts eingelenkt, kam ich zu einem Lehmwall, auf welchem Br. Hebich sich mit den Katechisten Joseph, Abraham Mulil, Paul, Sebastian und Diego postirt hatte. Es folgte ein herzlicher Händedruck, dann noch einige Worte an die Versammlung, und nun forderte mich Br. Hebich auf, auch einige Worte zu sagen. Ich trat auf die Mauer; einen Augenblick pochte das Herz; dann war's vorüber: die Liebe hatte gesiegt, besonders als ich die stattlichen Brahmanen so aufmerksam dastehen sah. Ich sagte ihnen, warum ich gekommen sei, was ich in unserm Gotteswort und dem darin geoffenbarten Heilande gefunden, und forderte sie auf, doch unsern Weg zu prüfen.

„Dieß war mein Anfang. Ich war zu sehr im Schweiß, um

bleiben zu können, und begab mich daher nach dem Reisebangalo. Zwischen mächtigen Terrassen hindurch, die für den Götzenzng bestimmt sind, steigt der Weg zu dem sanften Hügel an, auf dem das Bangalo steht. Dort fand ich unsere Knechte, die mich mit großer Freude empfiengen. Das Bangalo besteht aus zwei niedrigen Stuben, die eine für Br. Hebich, die andere für seine 'Kinder' bestimmt. Nachdem ich ein wenig ausgeruht, sah ich mir die Gegend an. So weit das Auge reichte, nichts als Hügel. Im Thale zur Linken der Bazär, von dem Br. Hebich's Stimme bis zu mir heranf tönte. In nicht sehr weiter Entfernung der Tempel des Krischna, für den die armen Hindu's einen Fanam (14 kr. oder 50 Cent.) als Tempelsteuer zahlen müssen. Zu meiner Rechten, eine halbe Stunde entfernt, kann ein gutes Auge den Tempel des Schiwa sehen, für den die armen betrogenen Leute das Doppelte, nämlich zwei Fanam, zu zahlen haben.

„Es war halb 11 Uhr Morgens; die Sonne brannte ungewöhnlich heiß, als Br. Hebich mit seinen 'Kindern' ganz erschöpft anlangte. Ohne abzulegen, ward erst ein Danklied angestimmt; dann betete Br. Hebich um Segen für das gepredigte Wort, und jetzt erst ruhten Alle ein wenig aus, so weit es bei den ziemlich häufigen Besuchen der Heiden möglich war.

„Da war ich nun als Rekrute dem alten Veteranen beigesellt und wartete mit Spannung auf den nächsten Ausmarsch. Um 3 Uhr erscholl das Commandowort; wir machten uns bereit und begaben uns zur Musterung. Wir standen um Br. Hebich her, der den Segen sprach. Dann wurde ein Malajālam-Vers nach deutscher Melodie aus unserm indischen Gesangbuch vorgesagt; hierauf betete Br. Hebich für uns und sich um Bewahrung vor dem Teufel und seinem Reich, vor allen bösen Menschen und Thieren, und nun gieng's hinaus zur Rechten am Hügel hinab, gerade dem Mapla-Bazär zu, wo wir uns vor dem Laden und Hause eines reichen, alten Mapla aufstellten*). Wir legten unsere Hüte und die Katechistenbrüder ihre Turbans auf den Boden, behielten aber zum Schutze gegen die Sonne unsern Blätterschirm, und Br. Hebich auch seinen langen Stock (der

*) Die Mapla's oder Mapilla's sind die Muhamedaner der indischen Westküste, ein betriebsames, aber stolzes und fanatisches Geschlecht, bestehend aus Nachkommen und Proselyten arabischer Kolonisten. (Vergl. Miss.-Mag. 1857, S. 343.)

größer ist als ich selber) in der Hand. Nachdem wir uns vor dem Herrn gesammelt, sprach er in Kanaresisch (was Joseph dollmetschte): 'Unser Anfang geschehe im Namen des Herrn u. s. w.' Wir sangen einige Verse kräftig, frisch, lebendig. Die Leute sammelten sich, und Br. Hebich begann zu beten, daß Jesus auch den Mapla's als ihr Gott und Heiland sich offenbaren möge, und dann fieng er an, in gewaltiger, Mark und Bein durchdringender Rede den Gott (Allah) der Muhamedaner als ein Unding ohne Leben, ohne Heiligkeit, ohne Liebe, ohne Macht, ja als nicht existirend darzustellen und ihnen nach Röm. 1 alle ihre geheimen und offenbaren Sünden vorzuhalten, um derentwillen der Zorn Gottes über sie komme, wenn sie sich nicht an den Jesus von Nazareth wenden, der schon seit 15 Jahren hier verkündet werde.

„Während dieser Rede waren meine Augen unverwandt auf die etwa 30—40 Zuhörer gerichtet, für die ich den Herrn mit um so wärmerem Herzen bat, je lauter sie durch Schimpfen oder Anpreisen ihrer Handelswaaren dem gepredigten Wort entgegen traten. Keiner aber vergriff sich an uns; ja, mehrere alte Mapla's hörten hier und an andern Orten, wie ich in der Folge zeigen werde, ½—1 Stunde ruhig zu, setzten sich, wenn sie müde waren, sogar nieder und verwandten kein Auge vom Redner. Nachdem Br. Hebich geendet, forderte er auch mich auf, einige Worte zu sprechen. Da ich nun auch Kinder vor mir sah, so wandte ich mich an diese und erzählte ihnen von dem Leben des Heilandes gerade so viel, als ich mit meiner noch gebundenen Zunge vermochte. Nach mir redete Paul, der mit Innigkeit und einer nur für einen Eingebornen möglichen, gewandten Zunge einen Spruch nahm und ihnen denselben wie einen Widerhaken in's Herz trieb. Als er geendet, sprach Br. Hebich den Segen, und dann gieng's zum Hindu-Bazär, wo ich ihn am Morgen getroffen hatte. Ich erhielt meinen Platz zuerst auf der Mauer; zur Linken stand ein Baum, der mich schützte; zur Rechten neben mir stellte sich Br. Hebich, dann sein Mund Joseph und die übrigen Brüder der Reihe nach. Wir begannen wie auf dem Mapla-Bazär und hatten, da eben die Zubereitungen zum Naier-Tag*) getroffen wurden, mehr Mapla's als Hindu's zu Zuhörern.

*) Naier, so viel als „Anführer", ein Ehrenname der Gutsbesitzer- und Krieger-Kaste im Malabar-Lande.

Br. Hebich begann und zählte ihnen wieder alle ihre furchtbaren Sünden auf, was nicht allein still angehört wurde, sondern auch jedes Mal neue Zuhörer herbeizog. Es war dieß für mich eine ganz besonders merkwürdige Wahrnehmung und zeigte mir klar, wie mächtig die Stimme des Gewissens zu Br. Hebich's Worten Ja sagte.

„Hier hörte ich zum ersten Mal unsern Abraham Mulil (einen Tijer*), früher Munschi, nach 16jährigem Suchen und Forschen vor vier Jahren zum Herrn bekehrt), und war gleich von der Macht seiner Rede überrascht; auch sah ich mit Freuden, wie Alles ihm mit Lust zuhörte.

„Unterdessen war es Abend geworden. Br. Hebich brach ab; aber so oft er von der Mauer herunterstieg, hatte er zuvor seinen Mann ins Auge gefaßt, den er anpackte, und so folgte denn jedesmal noch eine Privatunterredung, die mit einer herzlichen Einladung zur Annahme des Heils in Christo endete. So müde Br. Hebich auch war, so tönte seine Stimme doch noch nach allen Seiten hin, um Alte und Junge, Männer, Weiber und Kinder in den Häusern und auf der Straße zum Glauben an Jesum aufzufordern. So erreichten wir endlich um 7 Uhr unser Bangalo. Niemand aber war glücklicher als ich über all dem, was ich gehört und gesehen. Die stattlichen hoffnungsvollen Brahmanen des Morgens und die aufmerksamen alten Mapla's des Abends konnte ich nicht vergessen. Ohne abzulegen, ward gesungen und gebetet; dann speisten wir mit herzlichem Appetit zu Nacht und fanden uns nach 8 Uhr wieder zusammen, lasen ein Kapitel mit einander, beteten, sangen und begaben uns gegen 9 Uhr im Herrn fröhlich zur Ruhe, um am folgenden Morgen um 3 Uhr uns wieder zu erheben.

„Ich schlief zum ersten Male in dieser grausigen Finsterniß des Heidenthums und hörte nichts von dem Getümmel der Nacht, wo der Götze in Prozession herumgetragen wurde. Am nächsten Morgen, Sonntag den 14. März, weckte mich Br. Hebich's Stimme pünktlich um 3 Uhr. Ich kleidete mich rasch an, stärkte mich im Gebet und nahm eine Tasse Thee; dann vereinten wir uns zur Morgen-

*) Die Tijer sind die Palmwein-Bauern des Südens, welche aus der Palme den Saft gewinnen unter großer Mühseligkeit. In den Küstenstädten haben sie sich durch ihre Anstelligkeit bei den englischen Herren gesellschaftlich und geistig bedeutend gehoben.

andacht, wobei das nach der Losung der Brüdergemeinde gewählte Kapitel erklärt ward, welches ganz geeignet war, uns für den heutigen Tag als frische Munition zu dienen.

„Nach 5 Uhr zogen wir aus, dem Hindu-Bazär zu; auf dem Wege dahin wurde wieder nach rechts und links das Netz ausgeworfen. Die Versammlung, ähnlich der am Samstag Morgen, hatte nicht nur Ein Mal, sondern, je nachdem neue Zuhörer kamen, zwei und drei Mal das furchtbare Sündenregister von Br. Hebich anzuhören, worauf er denn auch mit besonderer Macht von der Auferstehung des Herrn Zeugniß ablegte, der zufolge einst auch ihre Leiber vor Seinem Richterstuhle erscheinen müßten. Diese ärgerliche Lehre der Auferstehung schlug gewöhnlich wie ein Blitz zwei, drei und zehn Personen hinweg, die mit Schmähungen davon liefen. Dieß war auch bei Abrahaam's Ansprache der Fall. Das zukünftige Gericht war Manchen anstößig und erregte ihren Zorn. Da konnte dann Br. Hebich, wo er solche Wirkung bemerkte, oder wo der Teufel einen Friedensstörer benützte, gleich einem Löwen dazwischenfahren und ihnen den Mund stopfen. Wie ich dabei innerlich erfrischt und von der Nähe des Herrn erquickt wurde, das läßt sich nicht mit der Feder beschreiben.

„Wir zogen gegen 9 Uhr nach Hause, weil wir den Tag des Herrn mit der Feier des Abendmahls begehen wollten. Nach 10 Uhr langten die Weiber und Kinder der beiden Talipparambu-Katechisten Paul und Diego an, sowie der frühere alte Naier Simon mit seiner Frau, und die Familie eines portugiesischen Schulmeisters, der erst seit zwei Monaten die römische Kirche verlassen hat und in Talipparambu die heidnischen Beamtenkinder Englisch lehrt. Dieß war die ganze Gemeinde. Es war aber an jenem Tage auch noch ein altes, einfältiges Weiblein mitgekommen, die als Bettlerin zu Paul kam, bei ihm Aufnahme fand und nun durch die Taufe in die Gemeinschaft des Herrn Jesus eintreten sollte.

„So waren an jenem Morgen mit Weibern und Kindern 20 Seelen beisammen, die dem Heilande angehörten, während nun von allen Seiten Tausende von Naiern auf dem Wege waren, um dem Steingotte ihr Geld und ihre Anbetung zu bringen. Zeit und Kraft reichen nicht hin, um jenen Sonntag und die nachfolgenden Tage auch nur einigermaßen zu schildern; ich muß mich daher auf die Hauptsache beschränken.

„Br. Hebich hatte Einen großen Gedanken uns besonders ans

Herz zu legen gesucht: 'Ich bin geliebt, weil Gott die Welt also liebte, daß Er seinen eingeborenen Sohn dahingab.' Und was wir hörten, das ließ sich an unser Aller Herz nicht unbezeugt. Der Herr war mächtiglich in unsrer Mitte. Es war wieder 3 Uhr Nachmittags, als wir auszogen, und fanden Alles, wie gewöhnlich. Als aber die Nacht angebrochen war und wir vor dem Bangalo wie sonst unsere Mahlzeit einnahmen, da bot sich mir ein neuer Anblick dar. Soweit mein Auge reichte, blitzten ringsum Lichter aus den Büschen hervor, welche die umliegenden Hügel bedeckten, und ein eigenthümlicher Ruf: Huh, Huh, vermischt mit Freudengeschrei, besonders von Seiten der Jugend, ließ von allen Seiten sich vernehmen. Da erklärte mir Br. Hebich, daß jenes Huh den Brahmanen gelte und Jedem anzeige, daß ein solcher 'Erdengott' sich nahe, dem ein Jeder, der nicht seiner Kaste sei, aus dem Wege zu gehen habe, um ihn nicht zu verunreinigen. Das Freudengeschrei aber sei zur Ehre des zur Anbetung ausgestellten Gottes. Wem müssen nicht solche Wahrnehmungen tief zu Herzen gehen und zur Fürbitte für jenes verblendete Volk auffordern? — Ich legte mich bekümmert zu Bette, nachdem ich noch mit Br. Hebich ausgemacht hatte, daß er mich wecke, um den Götzenzug zu sehen. Allein das war nicht nöthig; ich wachte von selbst durch einen von ferne heranwogenden ungeheuern Lärm auf. Es war gerade 1 Uhr Nachts vorüber. Ich trat zur Thüre hinaus. Welch ein Anblick! Zur Linken, nach dem Bazär zu, bewegte sich in einiger Entfernung von diesem beim Scheine der Fackeln unter dumpfem, aufregendem Trommel- und Hörnerschall der Götzenzug. Noch war er eine gute Viertelstunde entfernt, als gleich einem gewaltigen Brausen von Wasserwogen das Naier-Volk, das auf den Terrassen sich gesammelt hatte, sich zu regen begann. Ich mußte unwillkürlich zu mir sagen: 'Jetzt sind die Teufel in die Masse gefahren.' Von Minute zu Minute wuchs das Brausen, bis endlich, als der Götze die Stufen der Terrasse bestieg, die ganze Masse in ein fürchterliches Gebrüll zu Ehren des Götzen ausbrach. Der Ort, wo ich mich befand, war mittlerweile von bengalischen Lichtern so hell geworden, daß ich mich eiligst zurückzog, seufzend und den Herrn um den Sturz des Teufels anflehend. Keine Feder vermag den Eindruck jener Nacht wiederzugeben. Ich mußte mich fragen: 'Kann die Predigt von Jesu dem Gekreuzigten hier wirklich siegen?' Dann aber, im Blicke auf Golgotha und was Er an mir und der

ganzen Menschheit gethan hat, konnte ich wieder fröhlich sagen: 'Ja, der Herr ist gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören; Ein Wörtlein kann ihn auch heute noch fällen. Hallelujah!'

„Ich schlief noch eine Stunde; dann aber erhoben wir uns vom Lager. Ein Jeder sah ernster denn sonst aus; war ja doch nun der große Tag gekommen, an welchem Br. Hebich noch vor wenigen Jahren trotz aller anwesenden Polizeidiener gesteinigt worden war, und hatte doch auch das Volk nach Br. Hebich's Beobachtung in der vergangenen Nacht mehr Lärm als sonst gemacht.

„Nachdem uns Br. Hebich dem Herrn anempfohlen hatte, zogen wir aus. Wir hatten dieß Mal nur bis zum Fuße des Hügels zu gehen; denn zu meinem Erstaunen fand ich die Hälfte unsres Hügels mit Männern, Weibern und Kindern belagert. Das waren also die Schreier der vergangenen Nacht, welche nach ihrem ganzen Aussehen aus der Ferne gekommen waren und auf mich ganz den Eindruck unsrer Landleute in der Heimat machten. Kaum hatte unser Gesang begonnen, als sie uns von allen Seiten umgaben; und selbst auf Baumstämmen standen alte Väter und Mütter, um zuzuhören. Br. Hebich begann wie gewöhnlich, ließ uns aber bald an seiner Rede merken, daß sein 'großer Tag' gekommen sei. Gleich einem Propheten des Herrn stand er da und kündete der Menge den Zorn des lebendigen Gottes für das an, was sie in der vergangenen Nacht gethan haben, und für alle ihre Sünden, deren altes Register er mit weithinschallender Stimme aufzuzählen begann, und lud sie darauf mit inniger Liebe zum Glauben an Jesum ein, den er nun seit 15 Jahren in ihrer Mitte verkündigt habe. Und da war es wunderbar zu sehen, wie sich vor der Macht des Geistes unwillkürlich einige Häupter beugten, und insbesondere beim Aufzählen der einzelnen Sünden hie und da ein Kopf sich senkte, anzudeuten, daß sie diese Leute seien.

„Bei dieser Gelegenheit stand ich zum ersten Male vor dem eigentlichen Volk des Landes. Es waren schöne, kräftige Gestalten mit intelligenten Gesichtern, und das Herz gieng mir auf und ward voll, so daß ich von Herzen einige Worte zu ihnen sagen konnte und nur meine Armuth in der Sprache bedauerte, daß ich nicht so recht nach innerstem Drang zu reden vermochte. Nachdem noch Paul und Abraham in ihrer herzgewinnenden Weise gesprochen, lud sie Br. Hebich zum Besuche im Bangalo ein, um nähere Unterweisung und Bücher zu erhalten, und dann zogen wir weiter dem Bazär zu.

„Heute hatten wir insbesonder viel auf dem Wege zu thun, auf dem sich die Katechistenbrüder gleich einem Netze über die ganze Breite der Straße postirten. So rückten wir langsam vorwärts, bis wir endlich zu unserm Platze kamen, wo sich des Handels wegen eine Masse Menschen zusammendrängte. Das war ein Anblick für mich, der mir unvergeßlich bleiben wird. Hier hatte ich die Vornehmen des Landes, reiche Naier und Brahmanen vor mir, und Naierfrauen zu beiden Seiten. Es war die Blüthe des Landes, Männer und besonders auch Weiber, wie sie Europa nicht stattlicher aufweisen kann, alle Schattirungen von beinahe europäischer Weiße bis zu Braun und Schwarz. Br. Hebich begann mit dem Eingangsgebet; hierauf sagte Joseph ein Lied vor nach der Melodie: 'Ist's auch eine Freude, Mensch geboren sein?' Selten ward wohl in Basel ein Lied mit solcher Begeisterung, solcher Freudigkeit und solchem Gottesfrieden gesungen, als dort in Taliparambu an jenem Montag, den 15. März. Der Herr war mit seinen heiligen Engeln um uns her. Br. Hebich betete zu unserm dreieinigen Bundesgott, der in Jesu sich der Welt als der alleinige Retter und Gott geoffenbart, und bat, daß Er sich jetzt verherrlichen möge. Dann brach er gleich einem Sturmwinde vom Geiste des Herrn getrieben los. 'Du armes, bethörtes Volk,' konnte er der Masse zurufen, 'heute Nacht hast du wieder den Zorn des lebendigen Gottes wider dich herabgerufen, weil du Seine Ehre einem Steine gegeben hast. Eure Götter sind nicht; Brahma ist nicht; Wischnu ist nicht; Schiwa ist nicht; Krischna ist nicht; Ischwara ist nicht; Steine sind es, weiter nichts. Geht ihr nach dem heiligen Benares, so seht ihr einen Stein; geht ihr nach Subramanja, so seht ihr einen Stein; geht ihr nach Pajawur, so seht ihr einen Stein; geht ihr nach Taliparambu, so seht ihr einen Stein; wo ihr hingeht, nichts als Stein! Du armes Volk! Die Brahmanen haben dich zu Narren gemacht; sie selbst beten die Sonne oder das Feuer an, euch aber geben sie einen Stein und treiben Handel damit. Höret auf! Bekehrt euch von euern Sünden zum lebendigen Gott. Heute noch ist die angenehme Zeit; heute noch ist der Tag des Heils.' Dann wendete er sich an die Brahmanen, alt und jung, die vor ihm standen, und rief mit durchdringender Stimme: 'O Brahmanen, ihr Söhne des Teufels, wann wollt ihr aufhören, das Volk zu bethören? Ihr Betrüger, ihr seid die ersten, die der Zorn des lebendigen Gottes verzehren wird. Wenn

ihr jetzt sterbet, so wartet euer das höllische Feuer, da der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlöscht. Eilet, eure Seelen zu retten; ihr könnt es, wenn ihr den Jesum von Nazareth annehmet, den ich euch nun seit 15 Jahren verkündige.'

„In solcher Weise konnte Br. Hebich fortmachen. Nie in meinem Leben habe ich gewaltigere und lieblichere, tiefer einschneidende und doch auch wieder herzgewinnendere Worte in solcher Weise zusammengepaart gefunden. Während seiner Rede wurde ich gleichsam von der Erde aufgehoben und in die Nähe des Herrn versetzt, so daß ich (ich rede ohne Uebertreibung) mit Freuden mein Leben hätte hingeben können. Dieser bewahrenden Macht des Herrn ist es auch zuzuschreiben, daß jene Hunderte von Menschen, die ab- und zugingen, weder lachten noch wütheten, und selbst alte Brahmanen mit gesenktem Haupte ruhig die Strafrede anhörten. Nachdem auch ich nach Kraft und Kenntniß der Sprache mit vollem, freudigem Herzen zu der Menge gesprochen, hörte ich den größten schwarzen Redner, der mir bis jetzt vorgekommen, unsern Abraham Mulil, wie er mit einem Gottesworte beginnend, zuerst alle Hauptreligionsbücher der Hindu's durchmusterte und den Brahmanen und Naiern einen Widerspruch um den andern in Sanskritversen mit einer Macht hinwarf, die alle Zuhörer fesselte, wobei mitunter die ganze Masse in große Heiterkeit ausbrach, wenn er die Thorheiten und Sünden ihrer Götter im Lichte der Wahrheit schilderte. Dann wandte er sich zum Volke, wies ihnen nach, wie sie bisher gleich Israel ihren rechtmäßigen Gott und Herrn, Jehovah, verlassen, und zeigte unter dem schönen Bilde aus Hesekiel, wie auch sie die Gemeinschaft ihres rechtmäßigen Eheherrn verlassen, die heilige Ehe gebrochen und andern Göttern nachgehuret haben, wie aber Jehovah-Jesus sich wieder nach ihnen sehne und deßhalb Lehrer zu ihnen gesandt habe, die nicht ihr (der Eingeborenen) Gold und Gut, sondern das Heil ihrer Seele suchten. In dieser Weise sprach er eine Stunde lang im schönsten Malajálam mit gewaltiger Stimme, und bisweilen donnerte Br. Hebich dazwischen, wenn er einen Ruhestörer oder Mapla sah, der mitten in der aufmerksamen Menge Handel treiben wollte. Kamen neue Leute, so erhob Br. Hebich jedesmal seine Stimme und lud sie zum Verlassen ihrer Wege, ihrer Kaste und aller Sünden, sowie zum Kommen zu Jesu in alter Weise ein. Dann sprachen Sebastian oder Paul; dann wieder ich über: 'Kommet her zu mir, Alle ꝛc.' oder: 'wer an den Sohn glaubt, der hat ewiges Leben; wer

aber ꝛc. . . .'; und erst als 10 Uhr vorüber war und die Sonne sehr heiß zu werden und die Körperkräfte zu sinken begannen, zogen wir ab.

„Wie gewöhnlich, so hatte sich Br. Hebich auch heute insbesondere einige angesehene Männer zum Gegenstand des Privatgesprächs ausersehen. Es waren erst einige Brahmanen, dann der Guru (Lehrer) eines reichen Naiers, ein bejahrter Mann, der schon seit 15 Jahren das Evangelium gehört hatte, aber seinen Ruf als Gelehrter und sein Ansehen nicht aufgeben will. Er und alle diese Männer wurden ins Haus eingeladen, und wir setzten unsern Weg fort, auf dem wir viele alte Bekannte unsers Bruders antrafen, die er natürlich heute um so ernster ausschalt und um so dringender wieder einlud. Gegen 11 Uhr langten wir im Bangalo an, voll Lobes und Dankes und erfüllt mit Gotteskräften. Der Herr hatte sich unaussprechlich nahe gezeigt, und der sonst so gefürchtete Tag war ruhiger denn je vorüber gegangen. Meinen Eindruck aber vermag ich nicht wiederzugeben. Thränen traten mir in die Augen, wenn ich der Güte des Herrn gegen mich gedachte, daß Er mich würdigte, unter einem so hoffnungsvollen Volke arbeiten zu dürfen.

„Der Haupttag der Naier war nun vorüber; aber noch hatten wir die Großen derselben und besonders den reichen Naier und seinen Guru samt Gefolge zum Besuche. Da war es zuerst Abraham, der mit seiner ausgezeichneten Kenntniß ihrer Religionsbücher alle Angriffe meisterhaft aus dem Felde schlug. Interessant blieben mir ihre Antworten. Sie glauben, so sagten sie, an denselben großen, herrlichen, heiligen Gott wie wir; ihr 'Ischwaren' sei unser Jesus; und durch Gebet zu diesem guten Allvater, durch Uebung der Tugend, namentlich durch Almosen, werden sie Vergebung erlangen und von Sünden frei werden. Ich hatte hier dieselbe Sprache, wie sie unsre Ungläubigen zu Hause führen; ganz dieselbe Logik wie zu Hause. Als sie ihre Weisheit ausgekramt hatten, nahm sie Br. Hebich auf seine Stube, und nun wurden sie vom Worte der Wahrheit erst zu Boden geworfen und dann durch die große Sünderliebe des Heilandes zum Brechen mit der Welt aufgefordert. Besonders ergreifend war es, wenn ihnen Br. Hebich von der Macht des Todes und der Schrecklichkeit der Höllenstrafen predigte. Oftmals versuchten sie wegzulaufen, oder es ersah sich der Eine oder der Andere eine Gelegenheit sich wegzustehlen; aber Br. Hebich ließ seine Leute nicht eher los, bis die Stunde zum Auszug gekommen war.

„Da an jenem Abend die Naier fast alle weggegangen waren, so gingen wir zuerst zum Mapla-Bazär. Hier mußten wir uns aber nach ziemlichem Kampfe entfernen, weil wir, wie sie sagten, ihren Handel störten. Br. Hebich stellte sich daher in einiger Entfernung von ihnen auf; dort erhoben sie dieselbe Beschwerde und machten von allen Seiten Lärm. Ein Anderer wäre jetzt weggegangen; Br. Hebich aber wartete eine Viertelstunde ganz geduldig, bis es leidlich stille ward. Dann begann er und zwar unter viel Widerspruch. Er wies die Mapla's besonders auf die Gestalt unsers Heilandes nach Offenb. 1 hin, der da die Schlüssel der Hölle und des Todes habe (V. 18), und daß auch sie vor diesem Herrn einst erscheinen müssen. Einige Mapla's wurden sehr böse, aber Br. Hebich konnte doch seine Botschaft ausrichten; und dann zogen wir zum Hindu-Bazär, wo wir aber wieder meistens Mapla's hatten, die mit gewohnter Aufmerksamkeit zuhörten. Hie und da war auch ein Brahmane in der Ferne sichtbar. Wir redeten bis die Dunkelheit anbrach, und zogen dann fröhlich nach Hause. So endete der große Naiertag, der mir nach Allem, was ich in der vergangenen Nacht und am Montag Morgen gesehen, unvergeßlich bleiben wird. Jener Tag ließ einen Gottesfrieden, eine Freudigkeit in mir und uns Allen zurück, daß wir nur Eine im Herrn vergnügte Familie bildeten. Da war nicht schwarz und weiß, da war kein Scythe oder Grieche, sondern wir waren Ein Herz und Eine Seele in Christo, den wir liebten, und den zu verherrlichen wir mit Leib und Seele ganz bereit waren. Unter Lob und Dank beschlossen wir den Tag, um am Dienstag nach einer andern Richtung hin in des Feindes Land zu rücken.

„Des andern Morgens um 5 Uhr waren wir wie gewöhnlich um unsern Führer versammelt. Wer uns auf dem Wege begegnete, wurde wie immer zum Glauben an Jesum aufgefordert. Auf halbem Wege begegneten uns ein alter und ein junger Brahmane und gingen desselben Weges mit uns. Br. Hebich brachte sie bald zum Stehen, und als er ihnen vorhielt, daß sie dem Volke einen Stein zum Gott gegeben, hörten sie ruhig zu, bis er sie aufforderte, den alten Lügenweg zu verlassen. Da brach des Alten Wuth los. Er schimpfte und tobte fürchterlich und suchte zu entfliehen, was aber bei Br. Hebich nicht leicht möglich ist, da er eben so schnell hinter ihm drein lief und fortfuhr ihm zuzusetzen. Zuletzt wußte sich der Alte nicht mehr anders zu helfen, als daß er querfeldein lief zum großen Gelächter

der Jugend. Wir kamen bald darauf zu unserm Platze und fanden meist Mapla's mit der Zurüstung zum großen Tijertag beschäftigt. Wir blieben daher nicht lange, sondern machten uns nach einer Stunde auf den Weg links feldein, um zu den Webern [in einem Seitendörflein] zu kommen, in deren Mitte Br. Hebich alle Jahre das Wort von Jesus verkündigt hatte. Wir kamen zuerst an einzelnen Häusern vorbei, wo wir Alten und Jungen den theuern Jesusnamen als den einzigen verkündigten, in welchem Heil zu finden sei, und gelangten nach einer Viertelstunde zu dem Tempel der Durga oder Kali. Dann kamen zwei Reihen Häuser, etwa zwanzig; das war das erste Dorf. Br. Hebich grüßte die Leute als alte Bekannte; dann stellte er sich vor das Haus des Angesehensten unter ihnen, der 10,000 Rupies (Fr. 25,000) besitzen soll, grüßte Mutter und Kinder herzlich und fing den Gottesdienst wie gewöhnlich an. Mein fremdes Gesicht zog hier besonders die Kinder herbei, deren wohl gegen 40 zusammengelaufen waren. Br. Hebich stellte mich ihnen Allen vor, und hierauf erzählte ich ihnen, so gut es mir der Herr gab, die Geschichte unsers Heilandes. Ich sagte ihnen dann, wie dieser Jesus mein Heiland geworden, wie Er sie mehr liebe als Vater und Mutter es zu thun vermögen, und wie Er sie so glücklich machen wolle. Jetzt seien sie nicht glücklich und seien es nie gewesen, was mir schon ihr Aussehen und ihre zerfallenen Hütten bezeugten; aber wenn Jesus in ihre Häuser einziehe, dann werden sie Segenshütten, und statt des Kallu (Palmwein), der so viel Unheil und Streit anrichte, werde der heilige Geist bei ihnen Wohnung machen und sie zu Seinem Lobe antreiben, bis Er sie in seinen schönen Himmel nehme. Zum Schlusse forderte ich alle Kinder auf, doch diesen lieben Heiland um ein neues Herz zu bitten; und gebe der Herr, daß, wenn ich sie wiedersehe, sie alle damit angefangen haben! Nachdem noch Abraham in seiner herzlichen anfassenden Weise ihren furchtbaren Kalidienst und die entsetzlichen Wirkungen des Kallu geschildert hatte, wogegen nur schlemmige Umkehr zu Jesu helfen könne, zogen wir weiter und gelangten nach etwa 10 Minuten zu einem andern Dörflein, wo wir unter einem schattigen Baume Halt machten. Hier sammelten sich großentheils Erwachsene um uns, und daher begann Br. Hebich damit, daß er sie auf ihre traurige Lage hinwies, in der sie schon seit 15 Jahren das Wort vom Kreuze gehört und noch nicht zum Glauben gekommen seien. Hierauf hielt er ihnen die herrschenden Sünden vor, die sie

gewißlich zur Hölle brächten, wenn sie nicht den Jesus, welchen er ihnen verkündige, annähmen. Dann erzählte Sebastian die Geschichte des Heilandes, wobei ein Mann ganz ärgerlich in sein Haus ging, als er hörte, Gott sei ein Kind geworden. Ich sagte ihnen zum Schlusse, daß ich nicht um ihres Goldes oder dergleichen willen zu ihnen gekommen sei, sondern aus Liebe, weil der Herr Jesus mich, der ich früher nicht glücklich gewesen, nun so glücklich gemacht habe. Sie sollten sich nicht mit dem Satze beruhigen: 'unsre Vorfahren haben so gewandelt, und wir bleiben in ihren Wegen.' Auch meine Vorväter hätten früher den Götzen gedient, aber Jesus habe seine Boten zu ihnen gesandt, und nun sei Alles verändert; sie sollten doch unsern Weg ernstlich prüfen!

„Die Leutlein hörten aufmerksam zu und machten mir viel Freude. Wir haben bis jetzt nur zwei Seelen von ihnen zur Beute davon getragen; aber wenn des Herrn Stunde gekommen ist, werden gewiß viele nachfolgen.

„Um 11 Uhr kamen wir dem Leibe nach sehr erschöpft, aber innerlich erquickt und fröhlich nach Hause, wo wir ausruhten, um am Abend wieder vor einer Mapla-Versammlung von 60—80 Leuten zu predigen. Als wir nach Hause gingen, erlaubten sich zum ersten Mal zwei vornehme Mapla's uns auszuschreien; aber der Herr ließ es nicht zum Steinigen kommen.

„Am Mittwoch Morgen begaben wir uns wie gewöhnlich zur Lehmmauer. Hier hatte schon Alles eine veränderte Gestalt angenommen. Die Mapla's hatten von Bambus und grünen Zweigen niedliche Hütten für ihren Kram erbaut, die mich lebhaft an das Laubhüttenfest der Israeliten erinnerten. Auf unserm Wege trafen wir schon einige neue Pilger an, die Br. Hebich in seiner Weise bewillkomnte. Auf unsrem Platze selbst befanden sich viele Mapla's und nur wenige Hindu's. Br. Hebich brach deßhalb früher ab und begab sich auf die Hauptstraße, wo alle Pilger an ihm vorbeiziehen mußten. Da fanden wir schon mehrere große Gruppen von Tijern, Männer, Weiber und größere Kinder, welche große Wassermelonen mit unglaublicher Gier verschlangen. Jedes Herz mußte sich beim Anblick dieser verschmachteten Schafe erweichen, die aus so weiter Ferne, selbst von Talatschëri und Kolikodu, also 40 Stunden weit in der größten Hitze daher pilgerten, um einen Stein zu sehen und gräuliche Dinge zu begehen. 'Seid ihr nicht verständige Leute?' fragte

sie Br. Hebich. 'Seht, die Brahmanen, diese Betrüger, haben euch zu Narren gemacht. Sie selbst beten die Natur und sich selbst an; euch aber geben sie einen Stein, um euch das Geld abzulocken. Sie sagen, wenn sie ihre Gebete über den Stein sprechen, so komme der Gott in ihn und er werde lebendig. Ihr Thoren, wenn sie den Stein lebendig machen können, warum werden denn alle Brahmanen krank und sterben? Würden sie nicht zuerst ihr eigenes Leben sichern? Wenn ferner die Naier als Letzte aus den Füßen Brahma's entsprungen sind und es seitdem keine neuen Kasten mehr geben kann, wo seid denn ihr hergekommen? Könnt ihr daraus nicht erkennen, daß sie euch zum Besten haben? Wenn die Brahmanen kommen, dann schreien sie: 'Hinweg, ihr unreinen Tijer;' aber mit euern Weibern scheuen sie sich nicht sich zu vernureinigen, und euer Fanam (Geld) ist ihnen auch nicht unrein! Höret auf, diesen Verführern die Bäuche zu füllen, und ihr werdet sehen, daß ihr so verständig seid wie sie. Kommt zu uns; verlaßt eure Sündenwege, und Jesus wird euch nach seiner Verheißung nicht verlassen. Er ist der Treue, der Herr aller Herren und König aller Könige, der euch den Reis gibt, den ihr esset, der euch den Athem gibt und Alles, was euer Dasein fristet. Kommt; jetzt ist die angenehme Zeit, jetzt ist der Tag des Heils.'

„Dieß war von nun an in der Hauptsache der Gedankengang Br. Hebich's bis zum Ende des Festes. Die Männer hörten theilnehmend zu, die Frauen liefen meist ärgerlich davon; sie konnten es nicht ertragen, daß ihre Götter nur Stein sein sollten, und manch' altes Mütterchen schalt Br. Hebich wirklich aus. Abraham Mulil trat nun auf, dessen Haupttag jetzt gekommen war; gehörte er ja doch als früherer Tijer ihnen ganz besonders an, und konnte er sie ja auch am besten verstehen. In großer Liebe sprach er von seinem früheren trostlosen Zustande, und wie er nun durch den Jesus, den wir verkündigen, so selig geworden sei. Dann zeigte er ihnen, wie ihre Religionsbücher nichts seien, wie Brahma nach denselben seine eigenen Töchter entehrt, Wischnu und Schiwa Schande mit einander begangen hätten und dergleichen mehr. Dann lud er sie nach Verlesen eines Bibelworts zu dem Sünderfreund Jesus ein. So ging es auf dem Wege weiter fort; wer nicht stehen bleiben wollte, bekam heilige Wurfgeschosse aus dem Zeughaus des göttlichen Wortes nachgeschickt, die er gewiß nicht vergessen hat. Manche schöne Männer,

die Br. Hebich nun schon seit 15 Jahren, erst als Jünglinge und dann als Männer, an dem gleichen Tage gesehen hatte, begrüßte er wie ein Vater seine Kinder, und Mancher sagte ihm: 'Ich gebe dem Götzen längst nichts mehr; aber um des Marktes willen komme ich noch immer.'

„Endlich nöthigte uns die Sonne zur Umkehr, um dann am Abend zum letzten Male unsre Lehmkanzel zu besteigen, weil wir am andern Tage als am Hauptfesttage unser Standquartier verlassen mußten. Mir hatten sich besonders drei Gesichter von alten aufrichtigen Tijern eingeprägt, die mich so recht an einen ehrsamen, schlichten, einfältigen Handwerksmann zu Hause erinnerten, und ich freute mich von Herzen, diese Leute zu sehen. Mit großem Jubel zog ich am Mittag aus und bedauerte nur, daß wir zum letzten Mal in diesem Jahr unsre Straße zum Bazär pilgerten. Wir fanden gleich auf der Götzenterrasse am Fuße unsres Hügels Arbeit genug. Dort standen einige der schönsten Tijermänner, die ich, seit ich in Indien bin, gesehen, und besonders steht mir ein Jüngling vor der Seele, der, ohne eine Bewegung des Körpers zu zeigen, eine gute halbe Stunde dastand und mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Es bildete sich eine Gruppe von 50—60 Leuten, zu denen Br. Hebich und Abraham sprachen. Selten erhob sich Einsprache, und wenn dieß vorkam, so wurden die Sprecher in's Bangalo eingeladen. Nachdem wir kaum 15 Schritte weiter gegangen waren und das Ende der Terrasse erreicht hatten, bildete sich wieder eine solche Gruppe von gegen 60 Personen. So gieng es fort. Immer wieder kamen neue Haufen von Pilgern daher, so daß wir auf dem Wege zu unserm Predigtplatze sieben solche Gruppen hatten. Das that mir in der Seele wohl, besonders wenn ich sie so aufmerksam zuhören sah. Ich mußte mir sagen: 'Hier wird Same für die Ewigkeit ausgestreut; sie können solche Predigten nicht vergessen; sie müssen es abfühlen, daß die Liebe zu ihnen redet.'

„So kamen wir zum letzten Male zu unserm Predigtplatze. Ein Haufe von 150—200 Tijer sammelte sich um uns her. Die Einladung von uns Allen war dringend, besonders ermahnte sie Br. Hebich, am folgenden Tage doch nicht einem Stein die Ehre des lebendigen Gottes zu geben. Der, welcher ihnen Alles, das Kleinste wie das Größte, gegeben, ihr Schöpfer und Herr, sei Jesus. Mit dem Schlußgesang eines Liedes, das ein neues Pfingsten auf

diese Erde herabfleht, schloß Br. Hebich seine Predigt auf der Lehmmauer, und ich zog mit dankerfülltem Herzen von dieser ehrwürdigen Zeugenstelle, die nun seit 15 Jahren unter dem Brüllen des Teufels und seiner Schaaren eine Stätte der Friedensboten gewesen war. Ist nicht jene Lehmmauer schon für manchen Götzendiener ein Ebenezer geworden? Der Tag der Ewigkeit wird es klar machen; ja, des Herrn Wort kann nicht leer zurückkommen.

„Ich komme zum letzten Tage. Donnerstag, den 18. März frühe waren wir auf dem Posten. Schon vor 5 Uhr standen wir auf dem Vorsprung der Terrasse, ehe noch die Leute auf den Beinen waren. Br. Hebich begann wie sonst; da kam der erste Trupp von etlichen zwanzig Männern, besonders aber Weibern, um, wie es an jenem Tage der Brauch ist, zu dem Gott Schiwa zu gehen und ihm 2 Fanam (= 1 Franken) zu bringen. Alle mußten an uns vorbei; der Platz war trefflich gewählt. Die ersten Leute, besonders die Weiber, liefen der Predigt davon. Nachdem Br. Hebich geendet, nahmen wir unsern Posten mitten auf der Terrasse ein, die eine treffliche Kanzel bildete, und nun begann der eigentliche Kampf. Ein Trupp nach dem andern kam daher; immer gewaltiger wurde Br. Hebich's Ringen, um die Leute zum Stehen zu bringen; er war heute gleich einem Löwen, dem der Jäger seine Jungen rauben will. Es war ein wunderbarer Anblick, dieses Drängen und Schieben der Leute, die nach und nach einen geschlossenen Kreis von 5—600 Zuhörern bildeten, und die nach jeder Viertelstunde neuen Schaaren Platz machten. Ach, wem sollte nicht der Anblick solcher stattlichen Leute, die zu einem rohen Steine wallfahrteten, das Herz weit öffnen? Wer hätte dastehen können, ohne innerlich zum Herrn zu schreien, daß Er sich erbarme und das Reich des Teufels zerstöre? Wer mußte nicht innerlich erbeben, wenn er sah, wie der Führer eines Haufens seine Leute von der Predigt mit Gewalt fortschleppte! Kein Feldherr kann dem Ausgang einer Schlacht begieriger entgegensehen, als wir sieben Leute auf unserer Terrasse. Br. Hebich's Stimme war bisweilen wahrhaft erschütternd, wenn er einen Feind aus dem Felde zu schlagen hatte. Jeder von uns sprach drei Mal zur Menge, und wo das Getümmel des Volkes die Stimme eines Bruders zu übertäuben drohte, da fuhr er dazwischen und brachte Alles zum Schweigen. Was ich hier schreibe, bleibt weit hinter der Wirklichkeit zurück. Wir alle glühten und dürsteten nach einigen

Seelen. Immer neue Haufen und immer neue einschneidende Zurufe von Br. Hebich; unermüdet pries er seinen guten Hirten an, und hier sah ich's: wer am besten den Heiland anpreisen lernt, der ist auch der gesegnetste Prediger. Hierin gilt es einen seligen Wetteifer. Dieß war bei uns der Fall. Rührend war es, als Abraham Mulil sich, wie einst Joseph seinen Brüdern, zu erkennen gab und mit aller Macht eines liebeerfüllten Herzens die Thorheiten und Nichtigkeiten der Götzen schilderte. Ich sah, wie sie seiner Rede folgten und jedes Wort ihm abnahmen, wie aber auch oft ein einziger Mann einen ganzen Haufen mit sich fortriß. Dann brach Br. Hebich los und rief ihnen das 'Heute, so ihr seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht,' mit Posaunenstimme nach.

„Immer neue Haufen kamen; ja, auf den Terrassen selbst hatten sich große Gruppen gebildet, und so wurde das Netz nach Herzenslust ausgeworfen. Jetzt fiengen auch Weiber an zuzuhören, und ich kann noch Etliche im Geiste vor mir sehen, die 1—1½ Stunden aufmerksam vor uns standen und trotz alles Rufens ihrer eigenen Leute sich nicht zum Weggehen bewegen ließen. Dieß kann nur gesehen, nicht beschrieben werden. An jenem Orte kam es mit Macht über mich, welche unverdiente Gnade mir der Herr erwiesen, daß Er mich würdigte, jenen Tag in Indien zu sehen. Daß aber der Teufel gern etwas ausgeheckt hätte, konnte ich ebenfalls bald gewahr werden. Ich bemerkte, daß Br. Hebich gegen 9 Uhr unruhig zu werden anfieng, und konnte mir die Ursache nicht erklären. Endlich brach er zu meinem Erstaunen um 10 Uhr auf. Im Bangalo angekommen, erfuhr ich, daß der Tahsildar (Oberamtmann, ein Tiger) alle Polizeimänner, und besonders den Anführer derselben, bis auf Einen weggenommen hatte, und dieß war ein schlimmes Zeichen, besonders als uns verdächtige Aeußerungen des Tahsildars hinterbracht wurden. Nur Ein Trunkenbold, Ein Signal mit Pfeifen, Ein Stein — und wir wären verloren gewesen. Deßhalb brach Br. Hebich so frühe auf und schickte nach dem Beamten. Der läugnete und wusch sich rein; Br. Hebich's Fragen aber erschreckten ihn so, daß jener ganze Tag mit des Herrn Gnade vollends ruhig verlief. Welche Gnade hatte uns der Herr erwiesen, wenn ich bedenke, daß 20—30,000 Menschen in und um Taliparambu versammelt waren, und daß nicht ein einziger Stein nach uns geschleudert werden durfte!

„So war denn um 10 Uhr unsere Arbeit für dieses Jahr zu

Ende gegangen. Wir hatten dann noch zahlreichen Besuch, schöne, verständige Leute, die im Verhältniß den meisten unsrer Landleute daheim an Kenntnissen überlegen sind. Hier war unser Abraham wieder in seinem Element, von Br. Hebich unterstützt, der ihnen aus dem 'Herzbüchlein' die Tücken und Schäden ihres Herzens nachwies und ihrer eigenen Gerechtigkeit ein Ende machte. Viele verlangten Bücher, aber unentgeldlich, und da wir ihnen hierin nicht entsprechen konnten, so verkauften wir so wenig, daß der Absatz sich nur auf eine geringe Summe belief.

„Um 2 Uhr zog sich die Menge von den Terrassen hinweg dem Bazär zu, um zum letzten Male den Götzen Krischna und seinen Bruder zu sehen. Wir konnten von unserm Hügel aus die ganze Masse überschauen. Hier sah ich auch zum ersten Male auf einem uns gerade gegenüberliegenden Hügel die armen Pnleier [Sklaven, die den Reisbau betreiben], welche nur aus weiter Ferne den Steingott sehen dürfen. Früher war der Götze um 2 Uhr erschienen; heute aber wurde es 3 ja 4 Uhr, und noch immer kein Krischna. Viele hatten schon den Rückweg angetreten. Die Ursache der Verzögerung waren Geldstreitigkeiten unter den Brahmanen. Endlich nach 4 Uhr kamen die Gebrüder (der Gott Krischna und sein Bruder Balarama) zum Vorschein. Nur die umstehenden Naier jauchzten; die Tiser zeigten auffallend wenig Enthusiasmus für die zwei Steine. Zwei Brahmanen, jeder einen Steingott auf dem Rücken tragend, hüpften mit Musik daher, das war die ganze Herrlichkeit! Dann wurden die Steine wieder an ihren Ort gebracht, wo sie bis zum nächsten Jahr liegen bleiben und schlafen.

„Die Masse verlief sich rasch, und als die Nacht anbrach, ward es stiller und stiller, bis endlich am Freitag Morgen, als wir um 2 Uhr aufstanden, Alles öde war. Ich setzte mich dann vor unser Haus und ließ die Ereignisse der letzten hier verlebten Tage an meinem Geiste vorüber ziehen. Am liebsten, — das war das Resultat, — wäre ich in Taliparambu geblieben, um wenigstens ganz unter dem Volke zu sein und mich vollends schnell in die Sprache hineinzuleben. Doch des Herrn Weg führte mich nach Cannanur zurück. Nachdem wir mit Lob und Dank unser Reisebangalo verlassen hatten, zogen wir unter Gesang vorwärts und trafen erst am Flusse Walarpatnam noch einen Nachtrab der Menge, welche viele Zeit zum Uebersetzen brauchte. Nachdem wir noch einige Seelen zum Reiche Gottes

eingeladen hatten, gieng's rasch Tschirakal zu, wo wir Alles frisch und munter antrafen. Hier ließen wir unsern treuen Gefährten Sebastian zurück, während Br. Hebich, Joseph, Abraham Mulil und ich in einem Wagen nach Cannanur fuhren. Unterwegs aber ward noch mancher Seele ein Wort von Jesu zugemessen, bis wir endlich Freitags den 19. März, um 10½ Uhr Morgens, nach Leib und Seele wohlbehalten im Kreise unsrer lieben schwarzen Brüder ankamen, die sich mit uns über alle dem freuten, was der Herr an uns gethan hatte.

„Ich aber habe mit des Herrn Gnade ein weiteres, liebevolleres, barmherzigeres Herz zu meinen schwarzen Brüdern und eine noch lebendigere Erfahrung der Durchhülfe meines Heilandes mitgebracht, und mein ernstliches Flehen zum Herrn ist, daß Er mir diese Gabe erhalten und mehren möge zum Preise Seiner herrlichen Gnade."

Wir haben diese Festbeschreibung unverkürzt aufgenommen, weil sie nicht bloß ein warmes Zeugniß ablegt von dem, was der Herr durch seinen Knecht unter den Heiden wirkt, sondern auch von dem Eindruck, welchen dessen Persönlichkeit auf jüngere Mitarbeiter macht. Dieser begeisterte Erzähler war nach seiner Ankunft in Cannanur so wenig für Hebich eingenommen, daß ihn vielmehr die „thörichte Predigt", sowie die ganze Art des alten Bruders abstieß. Es begab sich aber im Verlauf des Zusammenlebens, daß er den Hauptfehler bei sich selber fand und dann so reiche Segnungen durch den geprüften Mitarbeiter empfieng, daß er sich mit Dank und Freude zu seinen Kindern rechnete. Kein Wunder, wenn er an seiner Eigenthümlichkeit mit kindlicher Bewunderung hinaufsieht. Eben darum aber verlangen wir nicht, daß jeder christliche Leser die beschriebene Amtsthätigkeit Hebich's nach allen Seiten so ansehen soll, wie sie dem Briefsteller sich präsentirte. Punkte, welche zu einer wohlwollenden Kritik Gelegenheit bieten, sind nicht schwer zu finden. Man mag z. B. zweifeln, ob Hebich im Verkehr mit den Ungläubigen sich nicht zu viele Freiheit nimmt. Bei einem so bieg- und schmiegsamen Nationalcharakter, wie der der Hindu's gewöhnlich ist, geschieht es bald, daß ein Wille, der weiß, was er will, sich etwas mehr Macht herausnimmt, als ihm von Oben gegeben ist. Das „Nöthiget sie hereinzukommen" kann auch noch anders als im römischen Sinne

mißdeutet oder überspannt werden. — Jedoch, wie viele Prediger kommen gar nie so weit, die Ausübung jenes Gebots zu versuchen! Es ist freilich leichter, es ganz zu unterlassen; so setzt man sich nicht der Gefahr aus, es zu überspannen. — Sodann will uns scheinen, daß es immer eine doppelte Art der Heidenpredigt geben wird, eine, die wir die schnurgerade „thörichte Predigt" nennen möchten, für welche Paulus in seiner Wirksamkeit zu Korinth uns als Muster vorschwebt, die andere, welche sich aller vorhandenen Anknüpfungspunkte und Vermittlungen bemächtigt und in ähnlicher Weise, wie Paulus mit den verschiedenen Denkweisen, auf die er in Athen stieß, sich aus einander zu setzen bemüht war, das Zeugniß von Christo den besondersten Bedürfnissen jedes Volkes anpaßt. Es ist dieselbe Sünderliebe des Heilandes, welche seine Boten auf diesen oder jenen Weg führt und sie darauf begleitet und segnet. Und am Ende ist's doch nur Gottes Geist, der der klugen oder thörichten Verkündigung Frucht schafft, welche bleibt in's ewige Leben. Es thut sich nicht wohl, die eine Weise auf Kosten der andern zu erheben. Nur will uns bedünken, daß in unsern Tagen die vorsichtige, umsichtige, Brücken und Treppen bauende Methode in bedenklichem Maße vorherrscht, so daß die Gefahr nahe liegt, sie für die einzig zeitgemäße und Frucht bringende zu halten. Dem möchten wir entgegenhalten, daß die andere Art zwar von der modernen Bildung hinausvotirt ist, aber unter der kleinen Heerde ihre Geltung jederzeit hatte und noch behält. Doch wir wollen nicht vor der Zeit richten, sondern dem Herrn danken, daß Alles unser ist, auch die rücksichtsvolle feine Beredsamkeit der Studirten, sowie der lärmschlagende Schlachtruf kampfbereiter Herolde.

Ein weiterer Grund, dieser Schilderung hier breiten Raum zu geben, liegt für uns in dem bedauerlichen Umstand, daß die Festpredigt in der beschriebenen Art schon der Vergangenheit anheimgefallen ist. Jenes Fest von 1858 war das letzte, das Hebich besucht hat. Im folgenden Jahr war schon die Einleitung getroffen, den Festbesuch in Taliparambu nach gewohnter Weise zu ermöglichen. Hebich fand es nemlich von Anfang an gerathen, ja erkannte es zuletzt als nothwendig, durch Empfehlung der Districtsregierung in Kolikodu (Calicut) sich einen solchen Schutz der nächsten Hindubeamten zu sichern, daß er — im gewöhnlichen Verlauf der Dinge — auf eine Wochen lang ungestörte Predigt unter der Festmenge rechnen konnte. Dießmal

war dieser Schritt doppelt am Platz. Denn die Proklamation der Königin hatte, wie in andern Gegenden, so auch in Malabar die Gemüther verwirrt. Unbekannt, wie sie mit den Motiven der bengalischen Empörung waren, brüteten sie mit der den Hindu's eigenen Auslegungskunst über den einfachen Worten der Proklamation, und fanden heraus, daß die Regierung eine Schuld eingestehe, weil sie die Reinheit ihrer Absichten vertheidige; daß die Schuld wohl in der bisherigen Gestattung von Missionsversuchen bestehe, und daß die Königin, endlich aufgeklärt über ihre Pflicht, den fremden Glaubensboten geradezu ausbiete: das müsse die Proklamation besagen, oder sie sei inhaltsleer. Der Obrigkeit schien es zunächst erwünscht, auf Hebich's Bitte einzugehen und den Ortsbehörden von Taliparambu die üblichen Empfehlungen zu schicken; konnte man doch erwarten, daß eben die fortdauernde Missionspredigt und die Gewährung des gewohnten Schutzes Seitens der Regierung die Schwätzer enttäuschen und zur Beruhigung des Volks beitragen werde. Ein feindlich gesinnter Unterbeamter fand sich aber bemüßigt, dieß zu verhindern. Er machte eine Rundreise durch die Ortschaften des nördlichen Malabars und sandte einen Bericht ein, in welchem er unter Anderm eine sehr ungünstige Schilderung von der Stimmung des Volks vorlegte. Unter diesen Umständen, hieß es, wäre es äußerst gewagt, wenn Hr. Hebich wie bisher sich auf dem Fest einfinden würde, um die christliche Religion zu predigen. Er erkläre, daß die Aufregung der Masse ihm so bedeutend scheine, daß in diesem Fall ein Friedensbruch mit Bestimmtheit zu erwarten sei. Durch diese officielle Anzeige gebunden konnte der Oberbeamte nicht umhin, unserm Bruder die Weisung zu geben, daß er sich dießmal des Festbesuchs enthalte. Indessen haben die Katechisten der Außenstation in Taliparambu von besonderer Aufregung der Festpilgrime nichts bemerkt; viele kamen zu ihnen, fragten, wo denn der Padre bleibe, und hörten haufenweise im Missionsgehöfte die Predigt des Wortes an. Dagegen deutete eine zu gleicher Zeit eingetretene Krankheit Hebich's — das erste bedeutendere Symptom einer vom Klima endlich angegriffenen Constitution — wohl darauf hin, daß auch die oberste Regierung den Rücktritt von dieser heißen Arbeit genehmige und ihrem Sendboten eine Zeit der Ausspannung gönne. Der Herr segne den Jahre lang ausgestreuten guten Samen und lasse — wenn auch in anderer Weise — Sein Evangelium noch ferner über die Hügel von Taliparambu erschallen!

Verschiedene Winke waren zusammengetroffen, dem alternden Glaubensboten den Wunsch nach einer Aenderung seiner äußeren Lage nahe zu legen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß ein besonderer Segen seine Reisepredigten begleitet hatte, und diese waren schon längere Zeit durch schwierige Stationsgeschäfte verhindert worden. Nun kam eine Einladung um die andere, besonders von englischen Freunden in Madras, welche seine Erweckungsgabe auf einem weiteren Gebiet nutzbar zu machen wünschten. Sollte es nicht sein Beruf sein, die Besorgung der vor 18 Jahren von ihm gegründeten Station jüngeren Brüdern zu überlassen, nachdem ihm mit deren Hülfe die Vereinigung ihrer besonderen Schwierigkeiten geglückt war? „Es hat sich," schrieb er 1. Sept. 1858 an die Kommittee zu Basel, „schon lange her ein Gedanke in mir gebildet, daß ich nach und nach von der Station frei werden könnte und der Herr mich wohl auf größeren Reisen gebrauchen möchte. Die Stationsangelegenheiten sind nun vollkommen geordnet, so daß ich Cannanur mit gutem Gewissen verlassen könnte. Es ist nicht bloß Kapitän R., sondern viele Freunde, die mich auf Reisen rufen. Wenn es der Herr haben will, so habe ich keinen Anstand mehr, diesem Rufe in einen größeren Wirkungskreis zu folgen." Dieser Brief kreuzte sich mit einem Schreiben der Kommittee, worin diese ihn aufforderte, eine Visitations- und Predigtreise in das Südmahratta-Gebiet zu machen, um dort unter Weißen und Schwarzen auf eine lebendigere Anregung hinzuarbeiten. Sobald sie sah, wie merkwürdig seine Gedanken mit den ihrigen zusammenstimmten, gab sie ihre volle Zustimmung zu diesem Plan, indem sie ihn ermächtigte (28. Oct.), als Reiseprediger zuerst Madras oder andere Punkte des südlichen Indiens zu besuchen, nur daß er von Zeit zu Zeit auch ihr eigenes Missionsgebiet bereise. So kam es, daß Hebich (im März 1859) von der Station Cannanur sich verabschiedete und zunächst — zur Erholung während der heißen Zeit — auf den Nilagiris die Reisepredigt betrieb.

Um jene Zeit erschien im Bombay Guardian, wahrscheinlich von der Feder eines amerikanischen Missionars, folgender Artikel (29. Jan. 1859):

„Es scheint, daß Herr Hebich, der wohlbekannte Missionar von Cannanur, Erlaubniß erhalten hat, weitere Reisen in Indien zu machen, und daß auch wir hoffen dürfen, ihn einmal in Bombay zu begrüßen. Herr Hebich's Name hat weithin einen guten Klang

bei den Jüngern Christi, welche ihn wegen seiner aufopfernden Treue im Amt eines Glaubensboten sehr hoch schätzen; daher sind ihm oft Einladungen aus den verschiedenen Präsidentschaften Indiens zugeschickt worden in der Erwartung, ein Besuch von ihm dürfte nicht bloß den Wenigen, die ihn schon kennen, sondern Vielen, welche ihm noch nie begegnet sind, zu geistlicher Erfrischung und Förderung dienen. Diesen wird es erwünscht sein zu hören, daß die Missions-Kommittee in Basel ihn bevollmächtigt hat, Malabar für eine Weile zu verlassen, um Madras und andere Städte zu besuchen. Hr. Hebich ist reichlich gesegnet in seiner Arbeit nicht bloß als Missionar für die Heiden, sondern als Prediger der Gerechtigkeit unter den Europäern, mit denen er zusammengeführt wird. Er beschränkt sich auf Ein Buch, die Bibel, selten soll er sonst was lesen, und auch die Zeitereignisse nur aus zufälligen Unterredungen kennen lernen. Was sich nicht auf sein Werk bezieht, läßt er bei Seite liegen. Mit höchster Unerschrockenheit spricht er zu Menschen jedes Standes über ihr Seelenheil, und hat, wie es sich von selbst versteht, durch das Interesse, das er am geistlichen Wohle von Fremden nimmt, schon oft und viel Anstoß gegeben. Wir haben unzählige Anecdoten vernommen über das Erstaunen, die Verwirrung und Aufregung, welche seine holzgeraden Fragen bei Personen hervorriefen, mit denen er das erste Mal zusammentraf; und in wie vielen Fällen haben sich jene Anwandlungen in die aufrichtigste Dankbarkeit und Liebe verwandelt, wenn dieselben Personen sich als seine Schuldner erkannten, welche die ersten Anfänge ihres Glaubenslebens — Gaben, die sich nicht nach Gold und Silber schätzen lassen — der schonungslosen Freundlichkeit dieses Knechtes Gottes verdankten. Wir haben von Europäern gehört, welche ihrer Dienerschaft auf's schärfste befahlen, Hrn. Hebich nicht einzulassen, und der Befehl wurde nicht befolgt, so fest stand sein Entschluß ihnen wohlzuthun; und dieselben Herrschaften haben es zuletzt für einen hohen Genuß gehalten, den Missionar in ihren Häusern zu haben und seinen Lehren zuzuhören. Wir haben von Andern gehört, welche ihr Aeußerstes thaten, ihn durch Grobheiten zu entfernen, und haben sie später Gott preisen hören für die Gnade, die er seinem Knechte gegeben hat. Er ist unläugbar ein Sonderling, aber seine Sonderbarkeiten gehören zum ganzen Mann, sie folgen aus dem Umstand, daß er die Wahrheit, die in ihm ist, frisch herausgibt, unbekümmert um die conventionellen Lebensformen. Vielleicht ist

das excentrische Wesen mehr auf Seiten der Welt, als auf der seinigen; wir meinen, daß der Kreis, in dem er sich bewegt, zu der großen Centralsonne der Wahrheit in einem viel richtigeren Verhältniß steht, als der Kreis, worin sich die Welt umtreibt. Wenn Hr. Hebich den Anforderungen der Welt auf seine Bildung mehr entspräche, würde er wahrscheinlich an seiner Kraft einbüßen. Unsere Ueberzeugung geht dahin, daß der Mensch die Wahrheit innehaben und dann harmonisch in sich wirken lassen soll; so wird sich dieselbe durch allerhand Eigenthümlichkeiten bei verschiedenen Leuten verschieden äußern, ohne darum ihre wirkliche Einheit zu verlieren. Wir haben nicht die mindeste Bekanntschaft mit Hrn. Hebich, und schreiben einfach, was wir über ihn gehört haben; doch nicht bloß von einem oder zwei Zeugen, sondern von Vielen, die ihn kennen und mit Lust von ihm reden. Wir hoffen, daß, wohin er auch auf indischem Boden gelange, er mit dem vollen Segen des Evangeliums Christi kommen und vielen unsterblichen Seelen zum Heile dienen werde."

Diese Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Hebich hat weder Bombay besucht, noch die beabsichtigten weiteren Reisen ausgeführt. Nachdem ihn das erste Schwanken seiner Gesundheit auf die kühlen Nilagiriberge geführt hatte, fand er dort volle Beschäftigung in der täglichen Predigt des Worts; zur Fortsetzung der Reise ins Tiefland wollte sich aber die nöthige Kraft lange nicht einfinden. Als er einmal mit dem Arzt auf bedenklichere Symptome, die sich einstellten, zu reden kam, wurde diesem klar, daß Hebich von einem Schlagfluß bedroht sei. Er rieth augenblickliche Rückkehr nach Europa und konnte nur auf diesem Wege gründliche Genesung in Aussicht stellen. Sobald Hebich von der Nothwendigkeit eines raschen Entschlusses überzeugt war, stand er von den früher gehegten Planen ab und eilte (Sept. 1859) über Bangalur und Madras der Heimath zu. Am 28. October traf er in Marseille, 27. Dec. in Basel ein. Mit dem Eintritt in die gemäßigte Zone verloren sich die bedenklichen Symptome und machten einem verjüngenden Gesundheits- und Kraftgefühl Platz.

Der alte Streiter ist nun in unserer Mitte angekommen, aber ohne sich bis jetzt Erholung zu gönnen, es wäre denn Erholung, das Werk, welches er bisher in Englisch und Canaresisch betrieben hat, nun auch unter Deutschen zu versuchen. Eine solche Abwechslung in der Arbeit mag zunächst einer Ausspannung gleichkommen; länger

fortgesetzt dürfte sie zu einer schweren Aufgabe werden. Einem bedenklichen Gemüthe mögen sich dabei allerhand Besorgnisse aufdringen. Wird sich eine so stark ausgeprägte Persönlichkeit in die engen Geleise schicken können, in welchen unser kirchliches Leben umläuft? Wird unser Volk sich dieselbe freie Sprache gefallen lassen, wie die an Achtung vor Gottes Dienern gewohnten Engländer und Schotten? Welche unserer Partheien wird ihm als Rückhalt dienen, da er den Dissidenten durch seine lutherische Sakramentslehre, den Autoritätsmännern durch entschieden freikirchliche Ansichten, den Stillen im Lande durch sein lautes, derbes Auftreten, Allen aber durch die ganze Ungebundenheit seines Wesens ferne gerückt scheint? Kein Wunder, wenn viele Bedenken sich an eine solche Wirksamkeit hängen. Und wie sehr werden dieselben manchem redlichen Jünger gerechtfertigt scheinen, wenn er die Ausbrüche der bittern Opposition vernimmt, welche Hebich's Auftreten in Basel schon hervorgerufen hat. Nicht nur haben feindselige Blätter ihr Aeußerstes gethan, die öffentliche Stimmung gegen den Eindringling aufzuregen; nicht nur hat eine trunkene Rotte den Gottesdienst durch rohen Lärm gestört (24. Jan.); auch conservative Männer haben sich beeilt, ihr Votum gegen diesen Vertreter des alten Glaubens abzugeben. Ist doch Hebich's ferneres Auftreten in den Basler Kirchen ein Gegenstand der Berathung für die oberste Behörde, den großen Rath, geworden (6. Febr.), und in der starken Minorität seiner Gegner (42 gegen 44) sind nicht bloß die Radikalen und Denkgläubigen zu finden, sondern auch Vertreter des Kirchenthums. Ist das nicht bedenklich?

Es mag bedenklich sein. Hebich wird immer ein unbequemer Stein für die Bauleute bleiben. Dennoch gehört er einmal zum lebendigen geistlichen Tempel, und wir müßten fürchten, große Verantwortung auf uns zu laden, wenn wir über seine Verwendung und Brauchbarkeit auf eigene Faust hin richten wollten. Einstweilen lassen wir uns unsere Freude an Gottes Gabe nicht trüben. Der alte Missionar ist noch derselbe, der er als neubekehrter Kaufmann, als Basler Zögling war. Was er vor dreißig Jahren von Gottes Barmherzigkeit erwartet hat, ist eingetroffen. Er ist kein großer Gelehrter geworden; hat er allerhand Neues gelernt, wird er wohl eben so viel Aelteres verlernt haben. Er ist sich aber gleichgeblieben im Dankgefühl des ewigen Gnadenraths, im Ernst der rettenden Sünderliebe, in der seligen Glaubensgewißheit, in der Zuversichtlichkeit der be-

stimmtesten Antwort auf die größte Frage des armen Menschenherzens. Je leichter der Mensch über der Arbeit an Andern seiner eigensten Bestimmung untreu wird und in neuen Bahnen sich versuchend das nächste Ziel verfehlt, desto mehr dürfen wir Gottes Gnade preisen, wenn sie eine vieljährige, wechselvolle Erfahrung doch nur das bewirken läßt, daß ein Mensch seiner ersten Berufung treu, mit seiner innersten Anlage im Einklang bleibt. — Hält man doch in unserer Zeit so viel auf Arbeitsvertheilung! Warum von den Arbeitern am Reiche gleichmäßige Begabung, allseitige Ausbildung fordern? Man stelle eine entschiedene, einseitig gebildete Kraft an den rechten Fleck, und sie wird auch heute noch Wunder wirken: Wunder wenigstens für diejenigen, welche Alles gern erklären möchten und noch nicht erfahren haben, wie sich der Herr der Kirche zu einem im Kleinen treuen Knechte bekennt. Darum glauben wir, daß unser Herr den muthigen Streiter wie draußen in der Heidenwelt, so auch in der christlichen und antichristlichen Heimath wird zu brauchen wissen, und überlassen es Ihm, die rechte Arbeit für ihn zu finden. An wie vielen Orten wäre nicht Heidenpredigt am Platz! Haben wir nicht auch Heidenfeste, auf welche ein Bußprediger passen würde? Ist der Abstand so groß zwischen unsern Modesünden und den heidnischen Lastern? Wo fühlt man auch recht tief die ungeheure Sicherheit, den geistlichen Schlaf unseres Geschlechts, und demüthigt sich vor den drohend aufsteigenden Gerichten? O gewiß, es ist noch Raum da für die Predigt von Buße und Glauben, komme sie auch in ungewohnter Form. Also bitten wir Gott, Seinen Knecht nach Belieben zu brauchen und ihn zu bewahren, daß er weder durch den Haß der Feinde, noch durch die Anhänglichkeit der Freunde irgend Schaden leide, sondern fröhlich ausharre im verordneten Kampfe, viele Frucht bringen und treu erfunden werde bis ans Ende!

Samuel Yebich
und das
Götzenfest in Taliparambu.

Eines Tages kam Missionar Arthur in Südindien während der Unterhaltung mit einem Brahmanen auch auf China zu reden. Der Mann hatte wohl schon den Namen dieses Landes gehört, aber das war auch Alles, was er davon wußte. „Er fragte mich," erzählt Arthur, „ob es ein großes Land sei und viele Einwohner habe. Als ich nun erwiederte, daß in China mehr Leute wohnen, als in ganz Indien, schüttelte er ungläubig lächelnd den Kopf, als wollte er mich bedeuten, ich möge ihn nicht zum Besten haben; denn für einen Brahmanen ist Indien die ganze Welt, und die Länder, die jenseits seiner heiligen Grenzen liegen, sind ihm nur kleine unbedeutende Flecken Landes. Ich wiederholte aber meine Versicherung. 'Nun,' fragte er endlich, 'wie viele Leute wohnen denn dort?' — 'Zwischen 330 und 360 Millionen,' sagte ich. — 'Dreihundert und dreißig Millionen?' rief der Brahmane mit einem unbeschreiblichen Erstaunen: 'unmöglich! Dreihundert und dreißig Millionen? Wie kann das sein? Das wäre ja gerade so viel als es Götter giebt!'"

Es läßt sich nachweisen, daß die ältesten Indier drei Götter vor andern verehrten, nehmlich den Indra, Agni und Warma. Dann werden in sehr alten Liedern „die 33 Gottheiten" gefeiert. Wie diese sich theilten in kleine und große, in lichte und dunkle, in alte und junge Götter, wie dann die früheren Vorstellungen und Namen von immer neuen verdrängt wurden, können wir hier nicht ausführen. Zuletzt haben die Brahmanen, die Alles gern nach Laks und Krores (d. h. nach Hunderttausenden und zehn Millionen) messen, die Götter-

Copyright 4/1999 YxyMaster GmbH www.yxymaster.com
VierFarbSelector Standard' - Euroskala Offset